

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde

des Leitmeriter Gaus

Beilage zur Leitmeriter Zeitung

Nr. 1.

1. Jänner 1938

19. Jahrg.

Was ich wünschte vor einem Jahr,
hat der Himmel mir nicht beschied,
aber er hat mich dafür gelehrt,
daß mein Wunsch ein törichter war.
Emanuel Geibel.

Kanonikus A. Frind an Schulrat Heinrich Kluscha.

Der bekannte Kirchenhistoriker Dr. Anton Frind kam im Jahre 1851 als Professor der Religion und Geschichte ans Leitmeriter Gymnasium und von da 1859 als Gymnasialdirektor nach Eger. Im Jahre 1869 wurde er Domherr des Metropolitankapitels in Prag und am 15. Mai Bischof von Leitmeritz, wo er am 28. Oktober 1881 im 58. Lebensjahre starb.

Aus seiner Prager Zeit hat sich nachstehender Brief an den Gymnasialdirektor Schulrat Heinrich Kluscha in Leitmeritz erhalten, dessen Abdruck wohl gerechtfertigt erscheint.

Euer Wohlgeboren!

Auf alte Collegialität bauend, wage ich heute mit einer Fürbitte zu belästigen. Im Hause meines Bruders fand ich seit Jahren einen gänzlich verwaisten Studiosus, der ohne alle Mittel ist und recht brav zu sein scheint. Es ist Emil K., — irre ich nicht — Septimianer an Ihrer Anstalt. Derselbe bittet mich, sein Fürsprecher zu sein, damit er die Effenberger'sche Stiftung erhalten könne, um in seinen bevorstehenden Universitätsstudien einige Subsistenzmittel zu haben. Aus diesem Grunde wage ich, an unsere alte Collegialität zu appellieren, den genannten armen Burschen nach Möglichkeit berücksichtigen zu wollen.

Meine Zeit fliehet mir hier in zehnfach getheilter Arbeit rasend schnell dahin. Neben meinen notorischen Obliegenheiten (Predigtamt und Consistorialien) arbeite ich am 3. Bande meiner Kirchengeschichte, der im Frühjahr publiziert werden soll, — und ordne, registriere und katalogisiere unser uraltes, für die Landesgeschichte höchst wichtiges Archiv. So lebe ich — wegen absoluten Zeitmangels — mitten in jetzigen Nationalitäten- und politischen Kämpfen ein ungetrübtes Leben des Friedens. Dabei bin

ich kerngesund, wie noch nie und mit meinen sonstigen Verhältnissen ganz zufrieden.

Mit Lust denke ich noch recht oft an meine Leitmeriter Jahre zurück. Es waren die flüchtigsten Wochen meines Lebens und darum die glücklichsten. Daß ich da auch mit innigster Teilnahme der damaligen Kollegen und insbesondere Euer Wohlgeboren gedenke, darf ich gewiß nicht erst versichern.

Genehmigen, daß ich mich mit gewohnter Verehrung zeichne Euer Wohlgeboren ergebener Diener
A. Frind.

Prag, 30. Jänner 1871.

Dreikönigstag und Weihwasser.

Am Tag der hl. drei Könige ging der Lehrer mit einigen Kindern von Haus zu Haus, sie bekamen Geld (bis etwa zum Jahre 1871).

Zur Wasserweihung (am 5. Jänner) kommen von den eingepfarrten Ortschaften die Bewohner jeden Alters und Geschlechts, vom alten Ausgedingten bis herab zum Schulkind, in die Sobenitzer Kirche und stellen vor dem Nebenaltar Wasser in Kannen, Krügen, Töpfen, Salz in Laffen, Kreide und Häufchen Zwiebeln auf Tellern; auch ein Topf mit Milch stand einigemal da. Erst ist Messe, dann Weihe.

Das Weihwasser gebraucht der Priester bei der Taufe, bei Trauungen, Einweihung von Kapellen, Kreuzen, Friedhöfen, überhaupt bei allen Einsegnungen. Kommt der Priester zum Versehen, reicht man ihm geweihtes Wasser und Salz. Mit dem Weihwasser besprengt er den Kranken und Salz streut er ihm auf die Lippen.

Die Leute sagen, das Weihwasser ist notwendig für Lebende und Tote und soll in keinem Hause fehlen; es ist unentbehrlich gegen den bösen Feind, damit er keine Gewalt hat.

Gleich nach der Wasserweihung bespricht man auf dem Nachhausewege die Felder, damit sie nicht der Hagelschlag treffe und viel Getreide wachse. Man geht in alle Kammern, auch in den Stall und besprengt das Vieh, dann aus dem Hause heraus und bespricht dieses. Etwas Weihwasser gießt man in den Hausbrunnen, damit er nicht austrockne und das Wasser immer

frisch bleibe. Manche Leute nehmen gleich einen Schluck Weihwasser, damit sie nicht krank werden; andere bestreichen sich die Augen, damit diese nicht schlecht (krank) werden.

Neben der Tür hing in der Stube ein Becken aus Zinn oder Ton für das Weihwasser. Früh nach dem Aufstehen und zum Schlafengehen langte man hinein und bekreuzte sich damit. Dasselbe tat man beim Fortgehen aus dem Haus, bei Antritt einer Reise, damit Gott beschütze, und beim Nachhausekommen. Wird jemand krank, trinkt er einige Tropfen Weihwasser, daß er wieder gesund werde.

Hat die Kuh gekalbt, erhält sie Weihwasser in die Tränke. Wird das Kalb abgewöhnt, gibt man dem Kalbe und der Kuh das erstemal Weihwasser und geweihtes Salz in die Tränke; dasselbe, wenn eine Kuh krank wird. Wird ein Stück Vieh zur Frucht verkauft und vor dem Abholen das letztmal gefüttert, bekommt es ebenfalls Weihwasser und Salz in die Tränke.

In alten Häusern bespricht man vor dem Einheizen den Backofen, damit kein Feuer ausbreche. — Am Herenabend (30. April) wird das Haus mit Weihwasser bespritzt. Wenn ein Gewitter aufsteigt, besprennt man die Stube und das Haus, damit es nicht einschlägt. Droht aber ein schweres Gewitter, stellt man das Gefäß mit Weihwasser zu diesem Zweck auf den Hof. Wenn die erste Getreidefurte eingekehrt wird, besprennt man vorher die Pansen mit Weihwasser.

Geweihte Kreide. Damit schreibt man am Dreikönigstag an alle Türen K + M + B, an die Stubentür gegen Krankheiten, an die Stalltür, damit keine Ratten kommen, an das Scheuerloz, damit kein Feuer ausbricht. — Am Herenabend steckt man auf den Düngerhaufen nennerlei Holz und schreibt mit geweihter Kreide auf alle Türen drei Kreuze + + +, damit der böse Feind nicht herein kann, an die Tür des Schweinestalles, damit die Schweinchen nicht das Reifen bekommen.

Geweihtes Salz. Am Tag der Wasserweihe gibt man schon zu Mittag den Kühen Weihwasser und Salz ins Saufen (Tränke); beides auch sonst, wenn eine Kuh erkrankt.

Geweihte Zwiebeln erhält das Vieh. Weshalb man einmal auch Milch weihen ließ, konnte ich nicht erfragen. A. Ed.

Volkstümliches aus der Welleminer Gegend.

Haustiere.

Hunde sehen den Tod und verkünden dies durch Heulen. Steht in der Nacht der Hofhund jämmerlich, so stirbt jemand aus der Nachbarschaft oder Verwandtschaft, und zwar in der Richtung, nach der er heult.

Pferde sehen die Gespenster. Wenn ein Pferd in der Nacht erschrickt, plötzlich stehen bleibt, schnaubt und sich bäumt, so hat es sicher ein Gespenst erblickt.

Wenn die Gans während eines Regens zum Himmel schaut, wird es lange regnen. Krähende Hennen sind Unglücksboten, deshalb dreht man denselben den Hals um.

Gäste.

Kommt Montag früh ein Gast, dann muß man die ganze Woche auf Gäste gefaßt sein. Fällt ein Messer, eine Gabel oder Schere unversehens vom Tische zu Boden und bleibt mit der Spitze in der Diele stecken, so sind ebenfalls Gäste zu erwarten.

Kommt ein Besuch ins Haus, der es sehr eilig hat, so drängt man darauf, daß er Platz nehme, sei es auch nur für einige Augenblicke, andernfalls würde er die Ruhe aus dem Hause forttragen, und ist es abends, den Schlaf mitnehmen.

Fuhrmannsprache

Wenn die "Krampen" angespannt sind, ruft der Fuhrmann "wia" oder "hü", soll es schneller gehen, "je" und wird gehalten, "brer". Zum Rechtsgehen ruft er den Pferden zu "hoff", zum Linksgehen "schibte". Um Pferde zum Harnen zu bringen, pfeifen die Kutsher anabend mit der obern Prim in chromatischer Tonleiter aufsteigend bis zur Sept. Beim Ausfahren aus dem Hof sprechen die alten Fuhrleute: In Gottsnam (Gottes Namen) und machen vor den Pferden mit der Peitsche ein Kreuz.

Häuslicher Aberglaube.

Träume im fremden Hause gehen in Erfüllung.

Wenn eine Jungfrau von Mäch träumt, so mag sie auf ihren Kranz achtgeben.

Wenn der Mond auf einen schlafenden Menschen scheint, so zieht er ihn heraus, d. h., er wird mondsüchtig.

Wird ein Strohhalm in einen Strohhalm mit hineingestopft, so bringt dies dem darauf Liegenden unruhige Nächte.

+ W. Peiter.

Die Nebelverhältnisse auf dem Donnersberge (Mittelhauer).

In der Reihe der Veröffentlichungen des reichsdeutschen Wetterdienstes erschien im Jahre 1936 eine Abhandlung: "Das Auftreten von Bergnebel in Abhängigkeit von der Windrichtung". Eine Untersuchung über die Nebelverhältnisse auf mitteleuropäischen Gebirgsgipfeln von H. Drexling.

Bearbeitet wurden die Termin-Beobachtungen von 9 Bergobservatorien Mitteleuropas u. a. auch die der Jugspitze (2962 m), der Schneekoppe (1602 m), des Brockens (1140 m) und des Donnersberges in Böhmen (840 m). Uns interessieren ganz besonders die Ergebnisse der Beobachtungen auf dem Donnersberge.

Unter Bergnebel versteht man im Mittelgebirge überwiegend Wolken, die den Gipfel

eines Berges umhüllen, oft ragt dieser in eine Schichtwolke hinein; häufiger handelt es sich bei den Wolken, die ihn verhüllen, um „Hinderniswolken“, die dadurch entstanden sind, daß der Berg als Hindernis im Stromfeld einer Luftmasse liegt.

Was nun die Nebelhäufigkeit anbelangt, so wurden bei täglich dreimaligen Beobachtungen (7, 14 und 21 Uhr) auf der Schneekoppe in 58.6%, auf dem Brocken in 52.4%, auf der Zugspitze in 33.3% und auf dem Donnersberge in 25.5% der Gesamtbeobachtungen Nebel verzeichnet.

Der Gang der relativen Feuchtigkeit in der Ebene hat sein Maximum morgens, gegen Sonnenaufgang. Gelangt die Luft mit dieser hohen relativen Feuchtigkeit nun auch noch zum Aufsteigen, so wird sie oft schon bei nur geringem Aufsteigen zur Nebelbildung Veranlassung geben. Bei allen bearbeiteten Bergen zeigt sich daher, daß die Nebelhäufigkeit zum 7-Uhr-Termin am größten ist. Am 14-Uhr-Termin finden wir bei allen bearbeiteten Bergen das Minimum der Nebelhäufigkeit. Unsere Mittelgebirgsgipfel — der Donnersberg mit einbezogen — bieten die beste Aussicht am Nachmittag, abgesehen von der um diese Zeit stärkeren Dunst-Erhebung. Drexling hat festgestellt, in wieviel Prozent des Vorkommens jeder der 8 Windrichtungen Nebel beobachtet worden ist und diese Prozentzahlen „Nebelbereitschaft“ genannt.

Es ist klar, daß bei Winden ozeanischer Herkunft infolge ihres hohen Feuchtigkeitsgehaltes auch die meisten Nebel auftreten. Entsprechend werden die Festlandswinde die geringste Nebelbereitschaft aufweisen.

Der Donnersberg in Böhmen weist von allen bearbeiteten Bergen die interessantesten und verwickeltesten Verhältnisse auf. Während wir bei sämtlichen anderen Bergstationen in allen Jahreszeiten einen ähnlichen Gang in der Nebelbereitschaft vorfinden, zeigt sich beim Donnersberg, daß der Verlauf im Herbst und Winter ganz anders ist als im Frühling und Sommer. Zwei ausgesprochene Maxima bei Südost- und Nord- bzw. Nordostwinden sind durch zwei ausgesprochene Minima bei Ost und Westwind getrennt.

Beim Donnersberg, der die höchste Erhebung des Böhm. Mittelgebirges zwischen Teplitz und Leitmeritz darstellt, müssen sich die durch die Orographie bedingten Einflüsse natürlich besonders stark bemerkbar machen, weil er sozusagen auf drei Seiten von höheren Gebirgen umschlossen ist. Außerdem ragt er als Phonolithkegel steil über 700 m aus seiner Umgebung hervor, deren Höhenlage meist unter 200 m beträgt. Er bietet auf diese Weise nicht ein solch starkes Hindernis, an dem die Luftmassen aufsteigen müssen, wie es bei den andern Bergen der Fall ist, denn diese stellen mehr oder weniger einen Teil eines höheren Gebirges dar, das nicht um-

strömt werden kann, sondern überschritten werden muß, während der Donnersberg leicht umschlossen werden kann.

Die Werte aller vier Jahreszeiten zeigen im Verhältnis zu den anderen bearbeiteten Berge eine außerordentlich geringe Schwankung im Verlaufe der Nebelbereitschaft bei den einzelnen Windrichtungen.

Nach Südost und Süd, also gerade nach den Richtungen, aus denen die Luftmassen kommen, die bei den anderen Bergen die geringste Nebelbereitschaft zeigen, liegt der Donnersberg frei, während die von W und NW kommenden feuchten Luftmassen durch die in diesen Richtungen liegenden höheren Gebirge — Fichtelgebirge und Erzgebirge — schon so stark zur Kondensation gezwungen waren, daß sie beim Donnersberg nicht mehr als stark nebelbereite Luftmassen ankommen. Dies ist der Grund für die geringe Schwankung, die zwischen den Werten höchster und geringster Nebelbereitschaft in allen Jahreszeiten auftritt.

Das Maximum der Nebelbereitschaft, das sich bei Südostwind im Herbst und Winter einstellt, ist mit 37.4% bzw. 66.1% ausgesprochen hoch, der Winterwert des Donnersberges steht in seiner Höhe unerreicht da.

Zwischen dem Erzgebirge auf der einen und dem Riesengebirge auf der anderen Seite befindet sich eine Lücke, die durch das Elblandsteingebirge ausgefüllt ist. Die über letzteres durch diese Lücke hereinkommenden Luftmassen sind noch in der Lage, am Donnersberg zur Nebelbildung Veranlassung zu geben. Deshalb befindet sich zu allen Jahreszeiten bei Nord- bzw. Nordostwind ein Maximum der Nebelbereitschaft.

Die Bergenebel bilden bekanntlich für die Luftschifffahrt in der heutzigen Zeit eine weit größere Gefahrenquelle als die Bodenebel, die früher so gefürchtet waren, weil sie den Flugzeugen jegliche Orientierung unmöglich machten und die Landung erschwerten.

Auf Grund der vorhandenen Nebelbereitschafts-Prozentzahlen ist es mit Hilfe der bekannten Windverteilung möglich, die Nebelverhältnisse auf einem Berge zu charakterisieren und in einem gewissen Umfange eine Nebelprognose zu geben, woran die praktische Meteorologie das größte Interesse hat.

Von Esen und Rattern.

(Aus dem Sagenkreise der Heimat.)

Erst durch die Schule wurde in unserer Heimat der Name Eschse eingebürgert und vom Volke mundartlich als „Esparin“ umgedeutet. Man steht aus der mundartlichen Bezeichnung, daß der neue Name des bereits bekannten Tieres dem Volke nichts zu sagen hatte und daß es deshalb den Versuch unternahm, ihn eine sinnliche Bedeutung zu geben. Ehe wir in die Schule kamen, hatten wir bereits das Tier mit

seinem volkstümlichen Namen kennen gelernt. Dann von den alten Leuten wurde er Schüvarichl, Schüvarinkl und Schünungarichl genannt. Dieselbe Bezeichnung des Tieres war früher nicht nur in unserem, dem Krichschitzer Kirchspiel, allöemein gang und gäbe, ich fand sie auch in Welbine und Hlinay gebräuchlich, obwohl man daselbst das Tierchen auch mit dem Namen Nuttarstierdl (Natternstierchen) bezeichnete, weil man der Ansicht war, daß die flinken kleinen Eidechsen als die Männchen der Nattern anzusehen seien.

Was nun den Namen Schüvarichl, Schüvarinkel betrifft, so ist er aus Schünungarichl zusammengesprochen und besagt uns, daß das Volk die Eidechse als ein verzaubertes Schünungaräulein ansah, als eine verwunschene Prinzessin. Der volkstümliche Name des flinken Tierchens besagt uns also, daß es dem Sagenkreise unserer Heimat angehört hat. Und wenn man dem Namen entsprechend weiterforschte, fand man bald auch, sofern man nur auf die rechte Quelle kam, daß die heimatische Sage mancherlei vom Schüvarichl zu berichten wußte, das dereinst eine Prinzessin war. Ubrigens eröffnet sich in der Sage vom Schünungarichl auch eine Perspektive auf die Sage vom Drachen. Und so leben wir, daß sich unsere heimatische Sage vom Schüvarichl mit der großen Heldensage berührt, die Siegfried und Dietrich zu ihren Helden hat.

Indem man beim Landvolke unserer Heimat, das Schüvarichl als eine verzauberte Prinzessin ansah, hielt man es nicht nur für unschädlich, sondern glaubte auch, daß es dem Menschen wohlgeneigt sei. Dies wird aus folgender Sage ersichtlich, die mir die alte Schuldienerin Julie Dietrich in Welbine erzählt hat.

Ein Bauer hatte sich nach der Arbeit an einem Steinbange zur Rast hingelegt und war ermüdet eingeschlafen. Auf einmal kam ein Schüvarichl aus dem Gestein hervor und biß ihn in den Fuß. Weil aber der Bauer trotzdem ruhig weiter schlief, fuhr das Tierchen auf sein Gesicht los und kneifte ihn in die Wange; und ließ nicht nach, bis er erwachte. Und da er munter wurde und sich aufrichtete, sah er, wie sich neben ihm eine Natter auftrugelte und gegen ihn züngelte. Da wußte er, daß ihn das Schüvarichl vor der Gefahr gewarnt hatte und sah, daß er den gefährlichen Plaz verließ.

Also glauben die Landleute, daß die Schüvarichl die Leute vor den Nattern warnen, und hüten sich deshalb, eines dieser Tierchen zu töten.

Gleicherweise wie die Schüvarichl oder Nuttarstierdl spielen auch die Nuttern oder Nuttern in der Volkstradition eine bedeutende Rolle. Vor allem gilt die Sage dem Nutternkönig. Nach der Sage trägt der Natterkönig eine goldene Krone. Wenn es gelingt, sich in

den Besitz der Krone zu setzen, kann alle Schätze heben. Nun aber legt der Natterkönig seine Krone nur weg, wenn er ins Bad steigt. Und das ist der einzige Augenblick, wo sie erlangt werden kann. Das wußte ein Hirtenjunge. Als dieser mit seinen Tieren einmal in der Nähe eines Wassers weidete, sah er den Natterkönig zum Wasser hinschlängeln. Da lief er schnell hin und legte seine Mütze an das Wasser. Als der Natterkönig zum Wasser kam und die Mütze sah, leste er vorsichtig seine Krone hinein und stieg dann ins Bad. Schnell eilte der Knabe hinzu, erwißte seine Mütze und eilte, was er konnte, ins Dorf. Da der Natterkönig ans Land kam und die Krone nicht fand, verfolgte er den Knaben bis zum Hirtenhaus und sprang dort solange an der Türe in die Höhe, bis er tot daneben hinfiel. Der Hirtenknabe aber fand mit dem „Natterkränzl“ kein gutes Fortkommen in der Welt und man sagt, er habe eine Prinzessin geheiratet und die Krone ins Wappen bekommen. So und ähnlich erzählt man heute noch in unserer Heimat vom Natterkönig und „Nutterkränzl“.

Mit dieser Sage läßt sich auch mancherlei Volksklaubere vereinigen. So glaubt man in unserer Heimat, daß das Kind einer Mutter Glück hat, wenn sie schwanger mit ihm auf eine Natter getreten ist. Wer aber von einer Otter „gestochen“ ist, muß schnell zum nächsten Wasser laufen und dort trinken, ehe die Otter an das Wasser kommt, dann kann ihm der Biß nichts schaden. Glück bringt es auch, wenn sich eine Natter in einem Hause angesiedelt hat. Da ich in der Jalauer Sorachinsel in Luchau bei Deutsch-Gießhübel als Lehrer wirkte, logerte in der warmen Jahreszeit gar oft eine Natter auf der Stiege, die vom Hofe in die Schule führte. Die Leute sahen das als ein glückverheißendes Zeichen an. Denselben Glauben teilte meine Mutter. Als ich als Kind mit ihr oft spät noch beim Lesen in der Stube saß, ließ sich in der Mauer öfters ein Rollen vernehmen. Wenn ich ängstlich aufkrawchte, meinte die Mutter: „Es ist nur die Hausnatter. Die bringt Glück ins Haus“. Und so kam es, daß ich von Jugend an die „Schüvarichln“ und „Nuttern“ mit anderen Augen ansah als die meisten andern Kinder, und ich mich in den Sagenkreis der Heimat und meines Volkes verkehrt fühle, wenn ich nur den Namen der Tiere nennen höre. Josef Stibitz.

Briefkasten.

Ältere Jahrgänge von „Unsere Heimat“, mit Ausnahme des 1. und 2., sind zum Preise von 1 Ks 5 L, mit Porto 1 Ks 55 h, durch die „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“ in Leitmeritz zu beziehen. Zu demselben Preise sind auch ältere Jahrgänge des „Jahrbüchleins der Arbeitsgemeinschaft“ erhältlich.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde des Leitmeritzer Gaus

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 2. 1. Feber 1938 19. Jahrg.

Zur Geschichte der Leitmeritzer Anlagen und des Leitmeritzer Anpflanzungs- und Verschönerungsvereines.

Am 21. Oktober 1830 machte Kreishauptmann Blumencron den Magistrat von Leitmeritz darauf aufmerksam, daß in der Hauptstadt Prag unausgeseht zum Besten und zum Vergnügen der Bevölkerung viel und bedeutendes geleistet werde, während in den meisten bedeutenderen Städten Böhmens nichts geschehe. Er trug dem Magistrat auf, eine eigene Kommission einzusetzen, deren alleiniges Bestreben auf die Verbesserung und Verschönerung der Stadt abzielen sollte. Die Wahl der Kommission wurde dem Magistrat überlassen, die Leitung derselben aber sollte der jeweilige Kreis-Kommissär innehaben. Die Kommission sollte ihr besonderes Augenmerk auf die Anlegung „der allgemein verlangten öffentlichen Spaziergänge“ richten.

Der Magistrat erstattete in der Folge alljährlich einen Bericht an das Kreisamt, was bezüglich der Verschönerung der Stadt veranlaßt wurde. Man berichtete u. a., daß an Stelle der alten verfallenen Röhren neue steinerne errichtet wurden, daß das Provianthaus (Kellhaus) als Rathaus adaptiert wurde, und daß man in demselben auch die Hauptwache unterbringen wolle, so daß dieselbe vom Ringplatze verschwinden würde, daß man endlich daran gehe, das alte baufällige Rathaus in eine Hauptschule umzubauen. Weiteres konnte in den ersten Jahren wegen „Lokalhindernissen“ und wegen der großen Gemeindeauslagen nicht veranlaßt werden. Insbesondere war von der Anlage öffentlicher Spaziergänge keine Rede. Das Kreisamt fragte daher im Jahre 1834 an, ob sich denn in der Nähe der Stadt nicht ein oder der andere schattenreiche Spaziergang anlegen ließe. Auch verlangte das Kreisamt, daß die vor manchen Häusern befindlichen Stiegen Kellereingänge, Sitzplätze, sowie die hölzernen Wasserablauftrinnen von den Häusern entfernt werden und daß nicht, wie bisher, die „Sudel“ aus den Häusern und Höfen auf den Ring und die Gassen laufe. Es wurde deshalb die Anlage von Straßenanlägen empfohlen. Unter den Häusern, welche damals auf der Gassen-Seite noch hölzerne Wasserablauftrinnen hatten, befand sich auch das jetzige Gemeindehaus Nr. 12.

Die Hausbesitzer erhielten vom Magistrat zwar den Auftrag, die gerügten Unzukömmlichkeiten abzuschaffen. Es ging dies aber nicht so leicht. So sollte der Baumeister Gaube als Besitzer des Hauses Nr. 208 in der Langen Gasse 2 Gulden Strafe zahlen, weil die „Sudel“ aus diesem Hause auf die Gasse laufe. Gaube reklamierte gegen die Strafe und erklärte, er könne dem Unstände nicht abhelfen. Eine Jauchengrube könne

er in seinem Hofe nicht anlegen. Wenn einmal ein Kanal in der Langen Gasse sein werde, so werde er der erste sein, der die „Sudel“ aus seinem Hause in den Kanal leiten werde. — Der Magistrat erklärte sich mit der Rechtfertigung Gaubes auch einverstanden und es wurde ihm die zudiffierte Strafe erlassen.

Im Jahre 1837 kam Josef Alexansky als Kreishauptmann nach Leitmeritz. Seitdem ging es mit den Verschönerungen der Stadt rascher vorwärts. Im Jahre 1840 erklärte der Magistrat in seinem Berichte an das Kreisamt, daß in Leitmeritz die vom Kreishauptmann Blumencron verlangte Verschönerungskommission nicht bestehe, daß aber der Bützermeister mit dem Stadtanwalte Verthold sich die Agenden derselben vorbehalten habe. In demselben Berichte geschieht das erstemal einer Anpflanzung Erwähnung. Es wurde nämlich damals durch die Bürgerschaft der vor dem Hofes-tore, das eben durchgebrochen worden war, befindliche vertiefte Flächenraum — ein Sumpf, — mit Erde ausgeschüttet, die durch die Abarabung der Jesuitenasse gewonnen worden war und hierauf vom Justiziar Franz Stradal durch Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern in eine parkähnliche Anlage verwandelt, die der Genannte auch selbst erhielt. In dem Berichte desselben Jahres wurde erwähnt, daß auch die bei der Schützeninsel gelegene Quelle (Nudenbrünnel, Hilscherquelle), der man Heilkräfte zuschrieb, gestaft und mit einem Überbau versehen wurde.

Es ist merkwürdig, daß in den Berichten an das Kreisamt nie der Schützeninsel, bezw. der Anpflanzungen auf derselben Erwähnung geschieht. In früheren Jahren richtete man auf die Schützeninsel ein größeres Augenmerk. So bezog man für sie 1806 drei Schock Pyramidenpappeln, die 45 Gulden kosteten, aus der Prager Gegend. Auch wurden damals verschiedene Bäume, so Acer dasycarpum, Acer platanooides und pseudoplatanus, ferner Fraxinus excelsior, Ulmus campestris, Populus balsamifera und dilatata in der Hofgärtnerei in Blaschitz um 148 Gulden angekauft und auf der Schützeninsel ausgepflanzt.

Im Jahre 1841 wurden die Spielplätze an dem Schüttenitzer Wege geschaffen und mit Anpflanzungen und steinernen Ruhebänken versehen. An der Johannesstatue am Schüttenitzer Wege wurde der dafelbst gelegene verfallene Steinbruch unter unmittelbarer Leitung des Kreisamtes in eine parkähnliche Anlage umgewandelt, die, wie der Bericht erwähnt, „einen umso angenehmeren Ruheplatz bot, als zugleich der erhöhte Standpunkt eine herrliche Fernsicht über die Leitmeritzer Umgebung eröffnete.“ Diese kleine Anlage an der Johannesstatue wurde durch eine neue Straße, welche die Verbindung mit Triebisch, Wernsdorf und Tetschen herstellen sollte und bis an die Schüttenitzer Grenze vollendet war, verbunden.

Es wäre nicht möglich gewesen, diese Arbeiten durchzuführen, wenn nicht durch den Einfluß des Kreisamtes, besonders des Kreishauptmannes Alexanský, der „Verschönerungsfond“ gegründet worden wäre, dem besonders durch eine Lotterie größere Gelder zugeflossen sind. Auf Kosten dieses Lokalverschönerungsfondes konnte 1841 der vor dem neuen Tore gelegene Garten des Bürgers Ferdinand Miza um 340 Gulden und am 22. Jänner 1842 die sich daran anschließenden zwei Schanzgartenanteile des Postmeisters Jgnaz Mohr um 400 Gulden angekauft werden. Der Ankauf geschah mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese angekauften Grundstücke, von nun an aus der Reihe der nutzbaren Grundstücke entfallen, in eine Promenade verwandelt und so den Bewohnern der Stadt Leitmeritz für immer zum Vergnügen und zur Erholung dienen und daher auch niemals zu Bauplätzen oder zu anderen Zwecken verwendet werden sollen. (Verordnung des Leitmeritzer Kreisamtes vom 26. Juli 1842.) Die künftige Erhaltung dieser öffentlichen Anlage wurde in der erwähnten Verordnung der freundlichen Fürsorge des Leitmeritzer k. k. Kreisamtes und des Leitmeritzer Magistrates angelegentlich empfohlen.

Die Bepflanzung der angekauften Gärten war im Jahre 1844 beendet. Die Anlage wurde nach dem verdienstvollen Kreishauptmann Alexanský, „Alexanskýanlage“ genannt. Die vorstige Haselnuß und die schöne Sophorengruppe sind noch die einzigen Bäume, die sich aus der Anpflanzung Alexanskýs bis auf heute erhalten haben.

Unter Kreishauptmann Alexanský bezw. dem Stadtanwalte Berthold wurde auch das „Stadtwaldchen“ angelegt, Pyramidenpappeln, Linden und Niesbäckersträucher in der Stadt und deren Umgebung angepflanzt.

Kreishauptmann Alexanský verließ am 16. Jänner 1848 Leitmeritz. Einige Tage vorher hatte er noch dem Stadtanwalte Berthold den Betrag von 70 Gulden, der vom Verschönerungsfonde verblieben war, mit der Aufforderung übergeben, denselben zur Beschotterung der Wege in den Anlagen und am Spielplatze und zur Bepflanzung des Sandungsplatzes, die damals begonnen wurde, zu verwenden.

Nach Alexanskýs Wegzug von Leitmeritz ruhten wiederum die Anpflanzungen in der Stadt einige Zeit. Erst am 24. März 1851 wurde vom Magistratsrat die Oberaufsicht über die Straßen und Anlagen dem seinerzeitigen Mitarbeiter Alexanskýs, dem Stadtanwalte Vinzenz Berthold übertragen, der Anträge zur Beseitigung vorhandener Gebrechen stellen sollte. Schon am 26. März empfahl Berthold die Nachpflanzung der in den Anlagen fehlenden Bäume und Sträucher, weiters eine Erlenzpflanzung am Reservoir der damaligen Wasserleitung an der Rokratiker Straße, weiters die Ergänzung der fehlenden Bäume am Sandungsplatze, dann die Pflanzung von Pappeln in der Mühlstraße, gegenüber der Schützeninsel, sowie die Bepflanzung des oben Platzes bei der Georgskirche hinter dem Dome, welcher durch Schotter und Unratablagerungen ganz entstellt war.

Die Anträge Bertholds wurden von der Gemeinde genehmigt und er führte auch die von ihm beantragten Arbeiten durch. Auch die Bepflanzung des katholischen Friedhofes ist sein Werk. Die Kosten wurden aus dem Verschönerungsfonde getragen, dem kleine Beiträge bei Verleihung des Heimatsrechtes oder von Gewerben zusammenflossen.

Vinzenz Berthold starb als städtischer Rentmeister k. k. am 15. August 1868 im 72. Lebensjahre. Er war ein Ehrenmann im vollen Sinne

des Wortes. Leitmeritz hat ihm so manches zu verdanken.

Im Jahre 1868 traten auf Anregung des Großhändlers Richard Ritter von Dohauer, eines um den Fortschritt mannigfach verdienten Mannes, in mehreren Städten Böhmens Anpflanzungsvereine ins Leben. Auch in Leitmeritz wurde die Anregung Dohauers freudig aufgegriffen.

Auf Anregung des Stadtrates, des Fabrikanten Gustav Großmann, bildete sich noch im November 1868 in Leitmeritz ein Komitee, um einen Anpflanzungsverein zu gründen. Die Vorarbeiten gingen so rasch vorwärts, daß bereits im Jänner 1869 die Statuten von der k. k. Statthalterei bestätigt werden konnten.

In der ersten Hauptversammlung wurde Stadtrat Gustav Großmann zum Obmann, Gymnasialdirektor Heinrich Klutschak zu dessen Stellvertreter, Gymnasialprofessor Karl Woksch zum Schriftführer und Kaufmann Josef Michitsch zum Kassier gewählt. Die Generalversammlung ernannte den Statthaltereirat und Bezirkshauptmann Josef Grüner zum Protektor des Vereines.

Der Verein erregte gleich anfangs aller Orten reges Interesse und fand warme Unterstützung. Besonders die Leitmeritzer in Wien, die in einen Leitmeritzer Klub zusammengefloßen waren, haben das Entstehen des Vereines mit Freuden begrüßt und ihn sofort unterstützt.

Vaumeister Salomon identke in der ersten Hauptversammlung einen Situationsplan der Anlagen, „die nun grundbücherlich einverleibtes Eigentum des Vereines“ waren.

Im ersten Jahre erstreckte sich die Tätigkeit des Vereines auf die Schützeninsel und die Anlagen, die ganz vermehrt waren. Auf der Schützeninsel wurden 2728 Bäume und Setzlinge ausgepflanzt, in den Anlagen, die „altenmähig Eigentum des Vereines“ waren, 114 Hochstämmle und 5570 Sträucher. Die Stadtgemeinde gewährte damals dem Vereine einen Beitrag von 300 Gulden, Kaiser Ferdinand spendete 100 Gulden, an Mitgliedsbeiträgen gingen 567 Gulden ein, ein Konzert erbrachte 75 Gulden.

Im zweiten Vereinsjahre wurden besonders die oberen Anlagen einer durchgreifenden Neugestaltung unterzogen und in der Stadt verschiedene Baumgruppen gepflanzt, u. a. die Linden um die Marienstatue am Ringplatze und am Kirchenplatze, die Krokastanien am Kapuzinerplatze und an der Mauer des Taubstummeninstitutes.

Im vierten Vereinsjahre wurden auf der Schützeninsel, die immer noch als Heilmittelplatz benutzt wurde, über 3000 neue Gehölze gepflanzt und eine Uferschutzpflanzung längs des Inselarmes bewerkstelligt. Die Tätigkeit des Vereines in den darauf folgenden Jahren erstreckte sich hauptsächlich auf die Vollendung früher begonnener Arbeiten und die Erhaltung der Anlagen und sonstigen Anpflanzungen.

Am 15. Mai 1875 verlor der Verein seinen ersten Obmann, den Stärkefabrikanten Gustav Großmann, durch den Tod. Am 25. Mai 1875 wurde der Vereinsprotektor Statthaltereirat Grüner zum Statthaltereivizepräsidenten in Prag ernannt, wodurch ein hochherziger Ehrentitel des Vereines in die Ferne gerückt wurde. Für seine Verdienste um die Stadt wurde er am 28. Mai 1875 zum Ehrenbürger ernannt.

Nach Großmanns Tode übernahm Schulrat Heinrich Klutschak die Obmannstelle. Die Schützeninsel, die durch den Eisstoß und das Hochwasser des Jahres 1875 arg gelitten hatte, wurde wieder in Stand gesetzt und das Neuland derselben bepflanzt. Die Böschungen der Bahnhofstraße

wurden mit 3200 Akazien gefestigt und die Bahnhofstraße selbst erhielt eine Allee von 174 Korbkastanien und 4 Pappeln. Für die Kultivierung der Radebeule, die schon unter Verthold begonnen wurde, wurden namhafte Opfer gebracht.

Schulrat Klutschak, der sich mit Vorliebe für die Erhaltung und Schonung der Singvögel einsetzte, trat 1878 wegen Mangel an Zeit von seiner Ehrenstelle zurück. An seine Stelle trat am 1. August 1878 Gymnasialprofessor Karl Woslich. Er wendete besonders den Klezankstyanlagen und der Schützeninsel sein Augenmerk zu und führte die Bezeichnung der wichtigsten Baumarten der Insel durch. Unter ihm wurde an der Inselspitze ein hölzerner Gehsteig über den Mühlarm errichtet, der Vorplatz beim neuen Gymnasium in eine Anlage verwandelt, die kleinen Anlagen auf den Tunnelplätzen geschaffen, auf dem Landungsplätze Bäume gepflanzt, von der Bahnhofstraße zu den Schanzen eine Stiege angelegt und die Bepflanzungen derselben durch Strauchwerk gefestigt. Jenseits der Elbebrücke entstand unter ihm eine hainartige Baumgruppe.

Karl Woslich resignierte am 22. September 1881 auf sein Ehrenamt, da er nach Znaim versetzt wurde. Bei der Neuwahl am 29. September 1881 wurde der pensionierte Forst- und Eisenbahnbeamte Hermann Esfert an die Spitze des Vereines berufen. Er gestaltete das Stadtwaldchen in eine Anlage um, bepflanzte den Fleischplatz bei der Probaskamühle, den Hof des Schlachthauses und den Gemeindefriedhof, den Serpentinweg bei der Mädchenschule, das Johannesbergel und den Abhang hinter dem Dome und die Mikojeder Straße. Im Jahre 1886 begann er mit der Bepflanzung des nordwestlichen Endes des Volksschulspielplatzes. Esfert war der erste, der im Jahre 1884 die Anregerung gab, die Sandinsel in eine Au zu verwandeln.

Hermann Esfert starb am 21. Juni 1886 im 69. Lebensjahre und kurz nach ihm in Karlsbad der pflichtgetreue, arbeitame Vereinsgärtner Franz Hohr, gewöhnlich Triumbuch genannt.

Esferts Nachfolger wurde der Hauptmann i. R. Andreas Weber, der Nachfolger Hohrs Anton Petrowitz. Unter Weber wurde vom Vereine ein dem Spielplatz angrenzendes Grundstück im Ausmaße von 2800 Quadratklaster erworben und in einen Park umgewandelt, am Spielplatz selbst ein Brunnen abgeteilt, unterhalb des Eisenbüfels eine Weidenkultur angelegt und die Allee durch den Leitmeritzer Kessel geschaffen. Eine kleine Anlage entstand am Alalbertiplatz und eine zweite beim Johannessträßlein. Letztere erhielt zu Ehren Esferts den Namen "Hermannsrube". Dem Komitee zur Bepflanzung des Brückenberges wurden unentgeltlich hunderte Baumzestlinge überlassen. Die Stadtgemeinde erwarb am 22. April 1892 ein an den Spielplatz grenzendes Grundstück im Ausmaße von 1 Foch 871 Quadratklaster, und am 3. Juli 1892 eine weitere Parzelle im gleichen Ausmaße, beide um den Betrag von 16.100 Gulden. In der Sitzung vom 10. November 1892 beschloß die Stadtgemeinde, den dem Anpflanzungsverein gehörigen Grund zu erwerben und das Ganze durch den Anpflanzungsverein in einen Park umzugestalten. Der Ankauf des letzten Grundstückes wurde aber nicht perfekt, da die Gemeindevertretung die vom Vereine gestellten Bedingungen nicht annahm.

Der Stadtpark, um deren Zustandekommen sich besonders Bürgermeister Dr. Heinrich Stradal verdient gemacht hat, wurde vom Anpflanzungsverein nach dem Plane und unter Leitung des Vereinsgärtners Anton Petrowitz im Winter 1892 und zeitigen Frühjahr 1893 in unverhältnismäßig kurzer Zeit hergestellt, gemißmaßen aus

dem Boden gezaubert. Welche Arbeit zu bewältigen war, kann man daraus ersehen, daß 7715 Bäume und Sträucher ausgepflanzt und zur Herstellung der Wege 600 Fuhren Schotter und 110 Fuhren Sand benötigt wurden.

Hauptmann Weber legte 1896 seine Obmannstelle nieder. Sein Nachfolger wurde der Besitzer des Mariannenhofes Anton Jessel. Er bepflanzen eine Partie des westlichen Teiles der Schützeninsel, die in den Besitz der Stadtgemeinde gekommen war, und modernisierte den westlichen Teil der Klezankstyanlagen. Auch wurde unter ihm ein Gemächshaus von dem Vereine angekauft und aufgestellt, das einen ziemlichen Aufwand erforderte.

Auf Jessel folgte im Oktober 1902 als Obmann Stadtrat A. J. Schindler. Derselbe nahm die jahrelangen Bemühungen wegen Verlegung der Spielplätze wieder auf, konnte aber auch nichts erreichen. Der Verein sah sich genötigt, am 28. August 1903 das ihm gehörige Feld am Spielplatz um 14.000 Kronen an die Stadtgemeinde zu verkaufen, da ihn die durch den Bau des Glashauses aufgebürdete Schuldenlast schwer drückte. Im Vereinsauschusse entstanden dazu leider Meinungsverschiedenheiten, da kein klares Verhältnis einerseits zwischen dem Vereine und dem Stadtrate, andererseits zwischen dem Vereine und dem Vereins- bezw. dem Stadtgärtner herrschte. Der Stadtrat übertrug auf dieses hin damals die städtischen Anlagen dem Anpflanzungsvereine und verfügte, daß der Stadtgärtner dem Vereine unterstellt sei, behielt sich aber die Disziplinargewalt über ihn vor.

Obmann Schindler überfiedelte im Juni 1900 von Leitmeritz. Sein Nachfolger wurde am 16. Juli Prof. Dr. Anton Schams. Unter ihm bepflanzen der Verein mehrere Straßen in Leitmeritz mit Bäumen und stellte eine kleine Anlage am Kreisamtsplatz her. Die Bepflanzung des Brückenberges wurde fortgesetzt. Dem Verein zur Förderung der Stadt Leitmeritz wurden anlässlich der Errichtung einer Bergwirtschaft auf dem Brückenberge zur Anlage von Wegen und Anpflanzungen 1000 Kronen gespendet.

Am 14. Mai 1911 trat Oberingenieur i. R. Paul Enge an die Spitze des Vereines. Es wurde unter ihm ein Grundstück des Spediteurs Hanisch am Brückenberge um 1327 Kronen angekauft und am Fuße der Höhe eine Abbruchwand hergestellt. Die Meinungsverschiedenheiten im Ausschusse über die Stellung des Stadtgärtners dauerten an und gingen so weit, daß ein Ausschlußmitglied, das gleichzeitig Stadtvertreter war, in der Hauptversammlung des Vereines vom 19. April 1912 erklärte, der Verein erfülle seine Pflichten nicht er werde für die Übernahme der Vereinsstätigkeit durch die Stadt in der Gemeindestube eintreten, damit werde der Verein, der keine Existenzberechtigung hat, erledigt sein.

In der konstituierenden Sitzung vom 12. Juni 1912 wurde Primarius Dr. Franz Mittelbach Obmann. Der Ausschuss teilte sich nun in die Arbeit und wies einzelnen Fachmännern bestimmte Referate zu. Er modernisierte den Stadtpark, nahm Durchforstungen am Brückenberge vor, beschloß die Errichtung einer Trinkhalle und regte nochmals die Verlegung der Spielplätze und die Einstellung der Jagd auf dem Brückenberge an. Die Opposition arbeitete im Geheimen weiter, deshalb wurden auch die Differenzen mit dem Stadtrate immer größer. Dieser setzte einen Verwaltungsausschuss für die Gemeindeanlagen ein, in welchen der Verein vier Mitglieder entsenden sollte. Kurz darauf faßte der Gemeindevorstand auf Antrag des Stadtrates am 14. April 1915 den Beschluß, die städtischen Anlagen, die

vom Anpflanzungsvereine im Verlaufe von über 40 Jahren und durch von ihm größtenteils selbst aufgebrauchte Gelder geschaffen wurden, in eigene Verwaltung zu übernehmen und dieselben einem eigenen Verwaltungsausschusse zu übertragen. Es geschah dies, weil einige Leute mit einigen Leuten des Ausschusses im persönlichen Gegensatz standen. Deshalb mußte der Verein, dessen Tätigkeit heute noch überall in der Stadt zu sehen ist, gestraft werden. In den neuen Verwaltungsausschuss zog nun die Opposition des Vereinsausschusses ein.

Durch den Beschluß der Gemeindevertretung wurde der Verein aus der Verwaltung der städtischen Anlagen, die er geschaffen, ausgeschaltet. Der Verein, der „erledigt“ werden sollte, hat sich einem neuen Tätigkeitsgebiete, dem Heimatklub zugewendet, den schönsten Teil der „Weißen Seite“ erworben und auf dem Brückenberge ein Ponticum angelegt, das er hegt und pflegt. Er hofft, daß er sich auch durch Neuanpflanzungen werde betätigen können.

Fasching.

Die ältern Schulkinder in Auscha hielten ihre „Barstube“ bis zum Jahre 1877 in der großen Stube eines uralten Holzhauses, beim „Rungmannhahn“ (Emanuel Runge) auf dem Herrnhofe ab. Bei einem Leierkasten oder einer Harmonie wurde getanzt. Mitschüler, mein älterer Bruder und dessen Kameraden gingen hin. Ich hatte eine Abneigung gegen das Tanzen und wollte nicht mitgehen. Die Mutter forderte mich auf, tanzen zu lernen und sagte begründend:

War ni tanzn kon,
is ollor Leitn Doplmon.

Die Mädchen tanzten gern „Schottisch“: zwei Schritte nach links, zwei nach rechts, rundum; alles nach Belieben wiederholt. Sie sangen dabei:

Schottisch, Schottisch, tanz ich gern,
mit den schönen, mit den schönen jungen Herrn,
aber mit den alten nicht,
lieber tanz ich, lieber tanz ich Schottisch nicht.*)

War eine längere Tanzpause, aaben drei oder vier Mädchen einander die Hände zu einem kleinen Kreis, bewegten sich dann meist nach links und sangen:

Jeh tanzn mir den Schwobntanz,
jeh tanzn mir den Schwobn,
mir sein so noch ni oll beikomn,
mir müßn noch enn hobn.

Von den umstehenden Mädchen wurde eins bei der Hand herangezogen, reißte sich ein, es wiederholte sich alles, wodurch der Kreis immer größer wurde und alle Mädchen dran kamen.

Die großen Knaben gingen auch von Haus zu Haus in der Stadt herum; sie waren ähnlich

*) Bei Grunzka u. Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, S. 448, Nr. 378, aus Theresienstadt; weil aber hier Garnison, dementsprechend geändert.

„vermaschkeriert“ wie beim Bargehen in den Dörfern. Am meisten galt der sogenannte „Läufer“; der war ganz weiß angezogen, schützte eine hohe Blechbüchse mit kleinem Vorhängehloß und Spalt im Deckel, und sammelte da und dort ein; er mußte stink auf den Beinen sein.

Im Veltzschgebiet war früher das Bargehen allgemein üblich. Am Faschingsdienstag wurde „mit dem Bar rumgangan“. Einer war wie ein Bär angezogen, tanzte, brummte und wurde widerpenftig, daß sich die Kinder fürchteten. Ein Bärenreiber führte ihn an einer Kette. Da ist gewöhnlich noch ein Brautpaar, ein altes Weib, eine Polizei und einige Masken; einer mit einer Kasse sammelt Geld. Mit Vorliebe zieht man recht alte, „schlumpiche“ Kleider aus Altväterzeit an, benutzt alte defekte Regen- schirme, Hauben, große Pover und Pelze. Der Zug geht mit Musik in jedes Haus, aus einen alten Kupferkanne oder großem Krug wird den Leuten Bier geschenkt; einer spielt die zwerf erhaltenen Schrüfl Speck an einen Säbel und hält ihn hoch zum Zeichen, daß er noch mehr haben will; andere fragen Körbe für spendete Eier. Speck, Rauchfleisch und Würste kommen in eine Butte oder in einen Rückenkorb. Eier und Speck werden nachher im Gasthaus gemeinschaftlich verzehrt und dabei fest getrunken.

Am Aschermittwoch ging man früher mit der Laterne „Faschinasuchen“, man schlachtete Hecen oder Hunde.

In Matzkowitz bei Vojtschkowitz wurde früher auch der „Fasching bearaben“. Ein Bursch wurde in „Arbsstruh“ (Erbsenstroh) eingewickelt, wie eine Leiche auf eine Trage gelegt und in eine Grube geschüttet.

Wurde früher ein licken geliebene s Mädchen „geschuren“ (gedrückt, verwohlet), gab es gewöhnlich zur Antwort: „I, dos Bruatl, was mir gebockn is, schnett (schneidet) mir niemand o“. Unter Bruatl (Brot) ist hier der zukünftige Mann gemeint, um den sie nicht kommt, den ihr niemand wegnimmt; so tröstet sie sich, daß sie den ihr durchs Schickial bestimmten Mann doch noch bekommen wird. Ihr Brot wird ihr der Mann oder sie wirt es selbst abschneiden. K. Ed.

Natur- und Heimatschutz.

Ver späteter Naturschutz. In der Falkenstrafe zu Schönlinde stand eine alte prächtige Eiche, die aber manchem ein Dorn im Auge war, so daß man ihr das Todesurteil fällte. Das Staatsdenkmalamt in Prag setzte sich für die Erhaltung der Eiche ein. Aber auch das nützte nichts. Mit Art und Säge wurde der Baum der Krone beraubt und ihm die Wurzeln abgehakt. Da wurde nun über behördlichen Auftrag die Arbeit eingestellt. Leider nützt dies nichts mehr, denn der Baum muß eingehen und bildet auch keinen Schmuck mehr. Die Schönlinde „Baumfreunde“ haben ihr Ziel erreicht.



Blätter für Heimatkunde

des Leitmeriter Gaus

Beilage zur Leitmeriter Zeitung

Nr. 3.

1. März 1938

19. Jahrg.

Nurungen.

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht, unergründet,
Du frommer Strahl in jeder Brust,
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Tal, da wir geboren,
Mit tausendfachem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt.
Geibel.

Das Wetter im Jahre 1937.

(Zusammengestellt nach den bei der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz eingelangten Berichten.)

Das Jahr 1937 war warm und etwas zu feucht. In Leitmeritz überstieg die Jahreswärme um 0.8 Celsiusgrade den vieljährigen Durchschnitt. Die Jahresniederschlagshöhe überschritt den Normalwert um nahezu 6%; verhältnismäßig groß war die Bewölkung.

Das Jahr hielt mit leichtem Frost ohne Schneedecke seinen Einzug. Der Jänner war zu kalt und sowohl der absolut als auch relativ kälteste Monat des Jahres. Die Niederschläge erreichten den vieljährigen Durchschnitt; die Bewölkung war etwas unternormal. Am 24. wurde mit -14.9° die Tiefsttemperatur des Jahres verzeichnet. Bemerkenswert war der in der Nacht zum 26. aufgetretene Oststurm, der stärkere Schneeverwehungen veranlaßte. Eine zusammenhängende Schneedecke war an 15 Tagen vorhanden.

Der Feber war warm, trüb und feucht. Schnee deckte an 14 Tagen die Fluren.

Der März war etwas zu warm, sehr trüb und etwas zu trocken.

Der April war von normaler Wärme, starker Bewölkung und sehr feucht.

Der Mai war vermöge seines bedeutenden Wärmeüberschusses der relativ wärmste Jahresmonat von normaler Bewölkung und Feuchte.

Der Juni war gleichfalls sehr warm, sonnig, aber zu trocken. Am 11. wurde mit 32.0° im Schatten die Höchsttemperatur des Jahres erreicht.

Der Juli war von normaler Wärme, stark bewölkt und sehr feucht. Es war der absolut und relativ feuchteste Monat. Am 11. Juli fielen in

Leitmeritz 54.0 mm, in Wauker sogar 64.0 mm Regen.

Der August war etwas zu warm, hatte er doch fast dasselbe Wärmemittel wie sein Vorgänger. Die Bewölkung war übernormal, die Niederschläge normal.

Der September war ziemlich warm, stark bedeckt und von fast normaler Feuchte.

Der Oktober war mild, trüb und von normaler Feuchte. Unter dem Einfluß der milden Herbstwitterung vollzog sich der Laubfall nur ganz allmählich.

Der November war auch etwas zu warm, von normaler Bewölkung, aber sehr trocken.

Der Dezember war von normaler Wärme und Bewölkung, aber gleich seinem Vorgänger sehr trocken. Die Frostperiode, die zu Beginn des letzten Monatsdrittels eingesetzt hatte, wurde kurz vor den Weihnachtsfeiertagen von Tauwetter abgelöst. Am Christtag, den 25. herrschte trostloses, nebeliges Regentwetter. Doch schon am 2. Weihnachtsfeiertag sank das Thermometer abermals unter den Gefrierpunkt, wo es bis zum Jahreschluß verblieb. Am vorletzten Tage setzte Schneefall ein, so daß die Landschaft am Silvesterabend im Hermelin des Winters prangte.

* * *

Leitmeritz, Ackerbauhschule. Seeshöhe: 182 m. Beobachter: Franz Anderlitschek.

Die mittlere Jahreswärme berechnet sich für das Jahr 1937 zu 9.4 Celsiusgraden, das ist um 0.8° mehr als der vieljährige Durchschnitt beträgt. Im Vorjahre betrug die mittlere Jahrestemperatur 9.0°. Im Berichtsjahre hatten die einzelnen Monate folgende Wärmemittel: Jänner -2.7°, Feber 1.4°, März 4.6°, April 8.7°, Mai 16.9°, Juni 18.7°, Juli 18.4°, August 18.5°, September 14.3°, Oktober 9.9°, November 3.8°, Dezember 0.0°. Bedeutendere Wärmeüberschüsse hatten die Monate Feber, Mai, Juni und Oktober; einen Wärmeabgang nur der Jänner. Die Höchsttemperatur im Schatten von 32.0° wurde am 11. Juni, die Tiefsttemperatur von -14.9° am 24. Jänner verzeichnet. Die Wärmeschwankung betrug daher 46.9° (im Vorjahre 46.3°). Es gab 42 Sommertage, an welchen das Schattenthermometer mindestens 25° zeigte (im Vorjahre 31). Unter den Sommertagen waren 5 Tropentage mit einer Schattenwärme von mindestens 30° (im Vorjahre 2). Frosttage mit einer Tiefsttemperatur von 0° oder tiefer wurden 100, Eistage mit Höchsttemperaturen von 0° oder tiefer 32 gezählt. Im Vorjahre gab es 95 Frosttage, worunter 21 Eistage waren.

Der letzte Frost im Frühling war am 30. März, der erste Frost im Herbst am 20. Oktober.

Die mittlere Jahresbewölkung (Die Bewölkung wird nach einer 10teiligen Skala geschätzt, wobei 0 wolkenlos, 10 ganz bedeckt bedeutet) betrug 7.4 (im Vorjahre 7.3). Es waren somit durchschnittlich 74% der sichtbaren Himmelsfläche mit Wolken bedeckt. Die meiste Bewölkung (8.6) wies der Dezember, die geringste (5.7) der Mai auf. Es gab im Berichtsjahre 23 heitere und 186 trübe Tage. Im Vorjahre waren 35 heitere und 190 trübe Tage.

Die während des Jahres gefallene Niederschlagsmenge entspricht einer Wassersäule von 531.4 mm (im Vorjahre 522.0 mm). Diese Jahressumme macht 106% des vieljährigen Durchschnittes aus.

Es wurden im Jahre 1937 gemessen im:

Jänner	an 14 Tagen	26.2 mm,
Feber	an 14 Tagen	47.7 mm,
März	an 15 Tagen	21.4 mm,
April	an 18 Tagen	60.9 mm,
Mai	an 12 Tagen	46.0 mm,
Juni	an 13 Tagen	40.9 mm,
Juli	an 13 Tagen	110.6 mm,
August	an 14 Tagen	57.2 mm,
September	an 12 Tagen	47.5 mm,
Oktober	an 12 Tagen	35.7 mm,
November	an 15 Tagen	19.3 mm,
Dezember	an 13 Tagen	18.0 mm,

insgesamt an 165 Tagen 531.4 mm.

Bedeutende Niederschlagsüberschüsse hatten die Monate Feber, April, Juli, Niederschlagsabgänge Juni, November und Dezember. Unter den 165 Niederschlagstagen (im Vorjahre 170) waren 44 mit Schneefall (im Vorjahre 20). Eine zusammenhängende Schneedecke gab es an 36 Tagen (im Vorjahre 40) an 8 Tagen) und zwar im Jänner an 15, Feber an 14, November an 2 und im Dezember an 5 Tagen. Der letzte Schnee im Frühjahr fiel am 27. März, der erste Schnee im Herbst am 12. November. Die größte Tagesregenmenge von 54.0 mm wurde am 11. Juli gemessen. Gewitter wurden an 38 Tagen (im Vorjahre an 29 Tagen) verzeichnet. Das erste Gewitter war am 6. April, das letzte am 19. September. Tage mit Nebel gab es 31 (im Vorjahre 35), mit Sturm 13 (im Vorjahre 19). Die meisten Nebeltage wurden in den Monaten August, September und Oktober beobachtet. Nebelfrei waren März und Juni.

Das Jahresmittel des Dampfdruckes betrug 7.4 Millimeter (im Vorjahre 7.0 mm), die relative Luftfeuchtigkeit 78% (im Vorjahre 77%).

Die vorherrschende Windrichtung war, wie in den Vorjahren, Nordwest. Am seltensten wurde Südwind beobachtet. Die meisten Windstillen waren im Oktober. Die mittlere Windstärke, die nach der 12teiligen Beaufortskala geschätzt wird, betrug 1.8 (im Vorjahre 1.7), was einer mittleren Windgeschwindigkeit von nahezu 9.5 km in der Stunde entspricht. Der mittlere Barometerstand betrug 743.42 mm (im Vorjahre 744.69 mm). Der höchste Barometerstand von 761.9 mm wurde am 9. Jänner abends bei mäßigem Frost, heiterem Himmel und schwachem Nordwind, der niedrigste von 719.6 mm am 22. Feber abends bei mildem Wetter, schwachem Regen und Windstillen beobachtet.

Zeitmeritz, Bergwirtschaft, Landwarte auf dem Brückenberge. Seehöhe 271 m. Beobachter: Hugo Adler.

An dieser von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimforschung“ in Zeitmeritz erhaltenen Beobachtungsstation wurden gemessen im:

Jänner	an 14 Tagen	37.0 mm,
Feber	an 20 Tagen	55.8 mm,
März	an 14 Tagen	21.6 mm,
April	an 19 Tagen	63.3 mm,
Mai	an 14 Tagen	60.4 mm,
Juni	an 11 Tagen	52.7 mm,
Juli	an 12 Tagen	108.9 mm,
August	an 15 Tagen	63.0 mm,
September	an 10 Tagen	55.5 mm,
Oktober	an 14 Tagen	40.2 mm,
November	an 11 Tagen	24.6 mm,
Dezember	an 13 Tagen	23.7 mm,

zusammen an 167 Tagen 611.7 mm

Niederschlag. (Im Vorjahre an 176 Tagen 550.3 mm.) Die größte Tagesregenmenge von 50.1 mm wurde am 11. Juli verzeichnet. Schnee fiel an 46 Tagen. Am 26. Mai trat in Begleitung eines Gewitters etwas Hagel auf, ohne jedoch Schaden verursacht zu haben.

Die um 2 Uhr nachmittags ausgeführten Sichtbeobachtungen hatten folgendes Ergebnis: Sehr gute Sicht, wobei ein gutes Auge die rauchenden Hochöfen von Kladsno (Entfernung 50 km) sieht, wurde 5mal und zwar am 27. Feber, 1. März, 18. April, 10. Mai und 18. September beobachtet. Gute Sicht wurde 99mal, mäßige Sicht 152mal, mindere Sicht 87mal und schlechte Sicht, wobei nicht einmal die Kadebeule zu erkennen war, an 22 Tagen verzeichnet. Im Durchschnitt waren die Sichtverhältnisse im Mai am günstigsten, im Dezember am ungünstigsten.

Schüttenitz. Seehöhe 240 m. Beobachter: Richard Gaudek.

Die mittlere Jahreswärme betrug 9.8° (im Vorjahre 9.7°). Die einzelnen Monate hatten folgende Wärmemittel: Jänner — 2.4°, Feber 1.5°, März 4.4°, April 9.2°, Mai 17.9°, Juni 19.8°, Juli 19.2°, August 19.1°, September 14.9°, Oktober 10.4°, November 4.0°, Dezember — 0.7°. Frosttage (Nachtfröste) gab es 92, Eistage (Tagfröste) 31.

Die Jahresniederschlagsmenge betrug 641.0 mm (im Vorjahre 553.3 mm) und verteilt sich nachstehend auf die einzelnen Monate: Jänner 34.9, Feber 62.1, März 32.5, April 73.9, Mai 43.1, Juni 42.3, Juli 124.3, August 65.6, September 59.8, Oktober 46.6, November 25.8, Dezember 30.1 mm.

Welbine, Jungviehweide. Seehöhe: 544 m. Beobachter: Franz Sped.

Die mittlere Jahreswärme betrug 6.9° (im Vorjahre 6.6°). Die einzelnen Monate hatten folgende Wärmemittel: Jänner — 5.4°, Feber — 0.9°, März 1.8°, April 6.2°, Mai 14.7°, Juni 15.5°, Juli 15.7°, August 15.5°, September 12.3°, Oktober 8.0°, November 1.3°, Dezember — 2.3°. Die höchste Schattenwärme wurde am 11. Juni mit 30.1°, die niedrigste am 24. und 25. Jänner mit — 13.5° verzeichnet. Die Wärmeschwankung betrug daher 43.6° (im Vorjahre 40.7°). Frosttage, an welchen die Temperatur bis zum oder unter den Gefrierpunkt sinkt, waren 133.

darunter waren 61 Eistage, an welchen auch die Höchstemperatur nicht über den Gefrierpunkt stieg. Sommertage, an welchen das Schattenthermometer mindestens 25° zeigte, gab es 18, worunter sogar 2 Tropentage mit einer Höchstwärme von mindestens 30° waren. (Im Vorjahre waren 140 Frosttage, 65 Eistage, 9 Sommertage und kein Tropentag.) Der letzte Frost im Frühjahr war am 23. April, der erste Frost im Herbst am 9. November.

Niederschläge wurden beobachtet im Monate:

Jänner	an 14 Tagen	30.7 mm,
Feber	an 17 Tagen	67.7 mm,
März	an 18 Tagen	31.2 mm,
April	an 18 Tagen	76.7 mm,
Mai	an 12 Tagen	53.3 mm,
Juni	an 10 Tagen	63.2 mm,
Juli	an 14 Tagen	118.3 mm,
August	an 15 Tagen	58.7 mm,
September	an 14 Tagen	60.2 mm,
Oktober	an 14 Tagen	52.2 mm,
November	an 16 Tagen	30.5 mm,
Dezember	an 17 Tagen	34.6 mm,

daher an 179 Tagen 677.3 mm.

(Im Vorjahre fielen an 176 Tagen 655.4 mm.) Die größte Tagesregenmenge von 52.1 mm wurde am 11. Juli beobachtet. Schneefall wurde an 61, eine zusammenhängende Schneedecke gleichfalls an 61 Tagen verzeichnet. Die größte Schneehöhe von 24 cm wurde am 24. Feber beobachtet. Der letzte Schnee im Frühjahr fiel am 24. April, der erste im Herbst am 12. November. (Im Vorjahre gab es an 46 Tagen Schneefall und an 54 Tagen eine zusammenhängende Schneedecke.) Nebel wurde an 80, Rauhfrost an 9, Gewitter an 25 Tagen verzeichnet.

Die Sichtverhältnisse waren im Mai am günstigsten, im Jänner, Feber und November am ungünstigsten. Sehr gute Fernsicht (Sichtweite 54 km) wurde an 3 Tagen und zwar am 27. Mai, 16. und 18. September, gute Sicht (Rauner Berge gut sichtbar) an 37, mäßige Sicht (Leitmeritz noch gut zu erkennen) an 253, mindere Sicht (Eisberg und Radischken noch zu erkennen) an 37 und schlechte Sicht (Radischken nicht mehr zu erkennen) an 35 Tagen beobachtet.

Webruz, Wasserwerk Leitmeritz. Seehöhe: 161 m.
Beobachter: Rudolf Schestag.

An Niederschlägen wurden gemessen im Monate:

Jänner	an 14 Tagen	17.5 mm,
Feber	an 18 Tagen	47.0 mm,
März	an 14 Tagen	19.2 mm,
April	an 19 Tagen	59.4 mm,
Mai	an 11 Tagen	47.5 mm,
Juni	an 12 Tagen	38.3 mm,
Juli	an 13 Tagen	96.3 mm,
August	an 12 Tagen	65.5 mm,
September	an 10 Tagen	43.1 mm,
Oktober	an 13 Tagen	39.4 mm,
November	an 11 Tagen	19.9 mm,
Dezember	an 15 Tagen	22.9 mm,

zusammen an 162 Tagen 516.0 mm.

(Im Vorjahre wurden an 164 Tagen 560.0 mm beobachtet.) Die größte Tagesregenmenge im Jahre 1937 wurde mit 47.5 mm am 11. Juli verzeichnet.

Auscha. Seehöhe: 233 m. Beobachter: Friedrich Pejschanel.

Es wurden gemessen im Monate:

Jänner	an 9 Tagen	38.1 mm,
Feber	an 16 Tagen	68.1 mm,
März	an 13 Tagen	28.1 mm,
April	an 19 Tagen	78.2 mm,
Mai	an 11 Tagen	38.5 mm,
Juni	an 10 Tagen	44.8 mm,
Juli	an 11 Tagen	115.7 mm,
August	an 13 Tagen	82.5 mm,
September	an 13 Tagen	57.5 mm,
Oktober	an 9 Tagen	41.4 mm,
November	an 13 Tagen	28.3 mm,
Dezember	an 9 Tagen	22.1 mm,

zusammen an 146 Tagen 643.3 mm

Niederschläge. Die größte Tagesregenmenge von 57.3 mm wurde am 11. Juli verzeichnet.

Im Jahre 1936 betrug die Gesamtniederschlagsmenge an 151 Tagen 588.2 mm.

* * *

Munker. Seehöhe: 553 m. Beobachter: Friedrich Strunk.

Die mittlere Jahreswärme betrug 7.3° (im Vorjahre 7.0°). Die einzelnen Monate hatten folgende Wärmemittel: Jänner - 4.6°, Feber - 0.6°, März 2.1°, April 6.5°, Mai 14.7°, Juni 16.2°, Juli 16.5°, August 16.6°, September 12.4°, Oktober 8.3°, November 1.7°, Dezember - 1.9°. Die Höchsttemperatur im Schatten von 28.0° wurde am 10. und 11. Juni und am 24. August verzeichnet, die Tiefsttemperatur von - 11.0° am 25., 26., 29. und 30. Jänner. Die Wärmeschwankung betrug daher 39.0° (im Vorjahre 38.0°). Sommertage gab es 15, Frosttage 131, Eistage 57 (im Vorjahre waren 10 Sommertage, 137 Frosttage und 55 Eistage). Der letzte Frost im Frühjahr war am 6. April, der erste Frost im Herbst am 10. November. Die Niederschlagsbeobachtungen hatten folgendes Ergebnis:

Jänner	an 10 Tagen	39.9 mm,
Feber	an 14 Tagen	71.5 mm,
März	an 13 Tagen	37.7 mm,
April	an 17 Tagen	92.0 mm,
Mai	an 11 Tagen	47.7 mm,
Juni	an 11 Tagen	43.7 mm,
Juli	an 12 Tagen	154.0 mm,
August	an 13 Tagen	85.4 mm,
September	an 11 Tagen	64.9 mm,
Oktober	an 10 Tagen	51.6 mm,
November	an 12 Tagen	40.6 mm,
Dezember	an 15 Tagen	42.4 mm,

insgesamt an 149 Tagen 771.4 mm.

(Im Vorjahre wurden an 154 Tagen 696.4 mm gemessen.)

Die größte Tagesregenmenge von 64.0 mm wurde am 11. Juli beobachtet. Schnee wurde an 52 Tagen, der letzte im Frühjahr am 24. April, der erste im Herbst am 12. November verzeichnet. Rauhfrost wurde an 8, Eisregen an 2, Nebel an 71, Gewitter an 20 und Sturm an 55 Tagen beobachtet. (Im Vorjahre gab es mit Rauhfrost 18, mit Eisregen 2, mit Nebel 93, mit Gewitter 17 und mit Sturm 72 Tage.)

Die Sichtverhältnisse waren im Mai am günstigsten, im Dezember am ungünstigsten. Sehr gute Fernsicht, wobei die Ruine Altperstein (Entfernung 25 km) sehr scharf zu erkennen war, wurde an 20 Tagen (am häufigsten im Mai) verzeichnet. Gute Sicht, wobei die Ruine Altperstein wohl noch zu erkennen war, aber schon sehr undeutlich, gab es an 70 Tagen, mäßige Sicht, wobei der Wilhohcht in 12 km Entfernung noch gut sichtbar war, wurde an 121 Tagen beobachtet. Mindere Sicht, wobei nur noch der Eichberg in 6 km Entfernung zu erkennen war, gab es an 66 Tagen und endlich schlechte Sicht, wobei nicht einmal der Eichberg mehr gesehen werden konnte, an 88 Tagen. Schluß folgt.

Denkwürdigkeiten von Sobentz, die Kirche und Gemeinde betreffend, 1840.

In der „Einleitung“ zu denselben heißt es: Unterm 22. Jänner des Jahres 1839 wurde ich, Franz Wenzel Strache, Lehrer in Sobentz, vom löbl. Direktorialamt der Herrschaft Ploschkowiz zur Führung des Gemeinde-Denkbuches berufen und beauftragt, welchem Geschäfte ich mich allgoleich und um so bereitwilliger unterwarf, da mein hochwürdiger Herr Seelsorger Josef Pemsel, Pfarrer und Personaldechant in Pittskowiz, mich bei demselben zu leisten und mit Rat und That zu unterstützen versprach, was er auch pünktlich erfüllte, indem derselbe mir aus den Pfarrbüchern und andern Quellen die wichtigsten Data und Tatsachen für Zeit und Vorzeit mittheilte, die für eine Orts-Chronik geeignet sind; und ich selbst mir auch alle mögliche Mühe gab, teils durch alte wahrheitsliebende Leute, teils aus den Gemeindegesehften alles dasjenige zusammenzutragen und zu sammeln, was wohl fürs Allgemeine und hinsichtlich anderer Gemeinden unbedeutend, aber für die Gemeinde Sobentz bedeutend und von Wichtigkeit ist; so zwar, daß es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden und daß es sich Kinder und Kindeskinde, ja ganze Generationen bei Lesung dieses Denkbuches wieder frisch ins Gedächtnis prägen. S. 28.

Vorschlag zur Belegung der Lehrertelle in Mladei.

An Eine löbliche Schulpatronatsgemeinde Mladen.

Von Seiten des bischöflichen Schuldistriktsaufseheramtes des Generalbezirks wird hiemit nach Pflicht bei Erledigung der Trivialschule Mladen der nach Prüfung der dargelegten Zeugnisse und Verdienste gerecht geordnete Vorschlag der sich gemeldeten Kandidaten in der unten folgenden Ordnung einer löbl. mladener Gemeinde als Schulpatron mit-

geteilt, um hieraus nach eingeräumten Rechte den würdigsten zu wählen, dann für denselben die gefesliche Praesentation in gehöriger Form ausstellen, und diese zur weiteren Amtshandlung und Erwirkung des förmlichen Anstellungsdekrets anher einsenden zu mögen.

Die Ordnung der wahlfähigen Kandidaten ist folgende:

Der Erste Prokop Zimmerman, Lehrer in Loschowitz, welcher mit gutem Zeugnisse von seinem hochwürdigsten Schuldistriktsaufseheramte versehen, schon ehedem durch 16 Jahre an der Trivialschule Mladen in Hoffnung mit voller Zufriedenheit der löblichen Patronatsgemeinde gearbeitet hat.

Der Zweite Joseph Fiesler, Schul-lehrer in Sullowitz, ein ebenfalls schon durch 14 Jahre an seinem Posten als Solcher aus Zeugnisse seines Herrn Seelsorgers, und aus eigener Ueberzeugung des unterfertigten diekfälligen bischöflichen Schuldistriktsaufseheramtes mit Ruhm und Zufriedenheit nützlich in seinem Berufsgefäfte arbeitender praver Mann.

Der Dritte Adalbert Moshig, Lehrer in Roschowitz, der sich aleichfalls mit guten Zeugnissen ausweist, und sich laut Versicherungsschein vom 24. Sept. bei der löblichen Schulpatronatsgemeinde in dieser Absicht gemeldet hat.

Der Vierte Ignaz Franzl, Gehilfe in Schüttewitz, zwar mit guten Zeugnissen versehen; aber gegen die Vorgehenden noch mit zu wenigen Vorzugsbeweisen versehen.

Das bischöfliche Schuldistriktsaufseheramt erwartet aus den Vier vorklassifizierten Individuen die bescheidenste, zu Aller Beruhigung und ergiebigen Nutzen ausfallende Wahl, und geharret mit Gruß und Achtung

Einer löblichen Schulpatronatsgemeinde
Mladenwo'er (gebener?)

Franz Benedikt Bartisch,
Konfistorialrath, bischöflicher Schulendistriktsaufseher. Dechant zu Praskowiz.

Schulendistriktsaufseheramt des Generalbezirks Praskowiz, den 31ten Oktober 1818.

Die dem Betreffenden zugestellte Praesentation ist von Selbem zur weiteren Veranlassung dem Unterfertigten einzuhändigen.

(Aus dem Nachlaß des Chronikschreibers
Josef Böhm in Mladei.) K. Ld.

Natur- und Heimatschutz.

Ein neues Naturschutzgebiet in Tirol. Mit Verordnung der Landesregierung wurde die Kranebittener Sannau im Bereich der Gemeinde Sötting zum Naturschutzgebiet erklärt. Mit dieser Verordnung sind weitestgehende Einschränkungen auf forstlichem und jagdlichem Gebiet verbunden. Der Boqelsang ist gänzlich untersagt.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatlunde

des Leitmeritzer Gaus

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 4.

1. April 1938

19. Jahrg.

Ruhm ist mir gleichgültig. Neid, Nebenbuhlerschaft, Auszeichnung sind mir völlig fremd; aber wenn das, was ich stets als Heiliges im Herzen trug, nichts wäre, das würde ich kaum verschmerzen können.

Abalbert Stifter.

Anastafius Grün und Leitmeritz.

Am 28. März 1868 wurde Anton Alexander Graf von Auersperg, als Dichter unter dem Namen Anastafius Grün allgemein bekannt, wegen seiner erspriesslichen politischen Tätigkeit als Mitglied des österreichischen Herrenhauses zum Ehrenbürger der Stadt Leitmeritz ernannt. Anastafius Grün wurde am 11. April 1806 zu Laibach geboren und starb am 11. September 1876 in Graz.

Anlässlich seines 70. Geburtstages übermittelte ihm der Stadtrat von Leitmeritz seine Glückwünsche. Die Antwort auf dieselben liegt noch vor. Sie hat nachstehenden Wortlaut:

„Hochgeehrte Herren!

Wenn ich mir auf Ihre Nachsicht zu sündigen erlaubte, so geschah dies nur, weil man sich daheim zu Hause manches gestattet, was man Fremden gegenüber nicht wagt. Da ich mich nun als Ihr Ehrenmitbürger bei Ihnen als gewissermaßen zu Hause ansehe, so wollen Sie auch gütigst entschuldigen, daß ich, vielseitig in Anspruch genommen, mit der Abstattung meines Dankes für die Güte und ehrenvolle Erinnerung, mit welcher Sie mich zum 11. April ausgezeichnet und erfreut haben, bis heute im Rückstande zu bleiben, leider genötigt war. Mögen Sie jedoch überzeugt sein, daß mein Dankgefühl dadurch nicht die kleinste Einbuße an Wärme und Herzlichkeit erfahren hat.

Indem ich heute meiner angenehmen Pflicht nachkomme und Ihre freundliche Nachsicht mir erbitte, verharre ich, das Gedeihen Ihrer Korporation mit meinen besten Wünschen begleitend und mich in Ihr teilnahmvolles Andenken empfehlend, mit dem erneuten Ausdrucke der Hochachtung, Hochgeehrte Herren

Ihr ganz ergebenster

Anton Graf Auersperg.

Thurn am Gardt, 27. April 1876*.

Leitmeritzer Studententravalle.

Im September 1683 beschwert sich der Leitmeritzer Magistrat beim Bischof, daß am letzten Jahrmärkte etliche Studenten die Stände der Kaufleute aus Pirna gewaltthamerweise attackiert hätten und daß sie auf die städtischen Nachtwächter, die dies verhindern wollten, Feuer gegeben hätten. Einige dieser Studenten wurden festgesetzt und von den Jesuiten, die damals das Gymnasium leiteten, bereits scharf abgestraft. Einer der Studenten, namens David Langer, wurde aber wegen seiner Gewalttätigkeit vom Büttel in den Arrest gesteckt.

Am selben Tage aber kam der damalige Stadtdechant Stanislaus Kratochwil in die Frohnfeste, ergriff den Studenten am Arme und nahm ihn dem Stadtrichter weg. Das Beginnen des Dechants gereichte, wie die Inschrift des Magistrats an den Bischof bemerkte, dem Gerichte zum großen Nachteil und zum höchsten Schimpf und Spotte, weshalb gebeten wurde, dies dem Dechant scharf vorzuhalten, damit in Zukunft etwas Ähnliches nicht vorkäme und ihn zur Satisfaction zu verhalten.

Die Stadtgemeinde stand mit dem genannten Stadtdechant nicht auf bestem Fuße; er war auch nur kurze Zeit im Amte, denn schon 1685 trat an seine Stelle der Dechant Karl Sokolowski, der zwar 14 Jahr das Amt versah, aber auch nicht sehr beliebt war.

U. S.

Das Wetter im Jahre 1937.

(Zusammengestellt nach den bei der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz eingelangten Berichten.)

(Schluß.)

Bobořiz, Tepliger Straße. Seehöhe: 155 m. Beobachter: Hermann Dittrich jun.

Die Jahresniederschlagsmenge betrug 508.9 mm und verteilte sich auf 150 Tage. Es wurden beobachtet:

im	Jänner	an 14 Tagen	33.1 mm
„	Feber	„ 17	61.5
„	März	„ 12	18.3
„	April	„ 15	49.9
„	Mai	„ 12	45.2
„	Juni	„ 12	40.6
„	Juli	„ 12	86.5

"	August	"	17	"	59.2	"
"	September	"	12	"	50.8	"
"	Oktober	"	10	"	23.7	"
"	November	"	8	"	24.7	"
"	Dezember	"	9	"	15.4	"

Die größte Tagesregenmenge von 43.3 mm wurde am 11. Juli gemessen. Unter den 150 Niederschlags-tagen befanden sich 31 Tage mit Schneefall. Im Vorjahre betrug die Jahresniederschlags-höhe an 161 Tagen 609.8 mm.

Donnersbergrwarte. Seehöhe 835 m. Beobach-ter: Geophysikalisches Institut der deutschen Univer-sität in Prag.

Die mittlere Jahreswärme betrug 5.3° C., (im Vorjahre 5.4°, im vieljährigen Durchschnitt 4.9°). Die einzelnen Monate hatten folgende Wärmemittel: Jänner — 6.2°, Feber — 2.1°, März — 0.3°, April 4.2°, Mai 13.2°, Juni 14.1°, Juli 14.3°, August 14.3°, September 10.8°, Oktober 6.4°, No-vember — 0.1°, Dezember — 3°. Die höchste Schattentemperatur von 25.5° wurde am 11. Juni, die niedrigste Temperatur von — 14.3° am 29. Jän-ner verzeichnet. Die Wärmeschwankung betrug daher 39.8 Celsiusgrade (im Vorjahre 40.9°). Frosttage gab es insgesamt 150, Eistage (ganztägiger Frost) 83, Sommertage (mit mindestens 25° Schatten-temperatur) 3. (Im Vorjahre waren 169 Frost-tage, 65 Eistage und 1 Sommertag.)

Die mittlere Jahresbewölkung berechnet sich zu 74 Hundertstel der sichtbaren Himmelsfläche (im Vorjahre zu 71 Hundertstel). Die geringste Be-wölkung hatte der Mai, die meiste der November.

An 211 Tagen fielen 593.3 mm Niederschlag (im Vorjahre an 251 Tagen 523.5 mm, der viel-jährige Durchschnitt beträgt 572 mm). Es wurden gemessen im:

Jänner	an 23 Tagen	44.2 mm,
Feber	an 19 Tagen	45.7 mm,
März	an 18 Tagen	23.2 mm,
April	an 20 Tagen	49.7 mm,
Mai	an 12 Tagen	46.7 mm,
Juni	an 11 Tagen	93.9 mm,
Juli	an 16 Tagen	86.2 mm,
August	an 15 Tagen	51.8 mm,
September	an 16 Tagen	47.2 mm,
Oktober	an 23 Tagen	42.9 mm,
November	an 15 Tagen	32.2 mm,
Dezember	an 23 Tagen	29.6 mm.

Schneefall wurde an 76 Tagen verzeichnet. Die größte Tagesniederschlagsmenge von 96.1 mm wurde am 14. Juni beobachtet. An 23.1 Tagen war der Donnersberggipfel in Nebel gehüllt. Die meisten Nebeltage (je 28) waren im Oktober und Dezember, die wenigsten (4) im Mai. Tage mit Sturm gab es 251, mit Gewitter 40. (Im Vorjahre waren 212 Nebeltage, 240 Sturmtage und 37 Gewittertage.)

Graber. Seehöhe: 285 m. Beobachter: Wenzel Dufschka.

Niederschläge wurden beobachtet im Monate:

Jänner	an 16 Tagen	36.2 mm,
Feber	an 23 Tagen	66.7 mm,
März	an 23 Tagen	30.4 mm,
April	an 21 Tagen	69.1 mm,
Mai	an 13 Tagen	34.7 mm,
Juni	an 16 Tagen	45.5 mm,

Juli	an 15 Tagen	111.2 mm,
August	an 16 Tagen	85.5 mm,
September	an 20 Tagen	63.3 mm,
Oktober	an 18 Tagen	43.7 mm,
November	an 17 Tagen	27.8 mm,
Dezember	an 23 Tagen	35.9 mm,

zusammen an 221 Tagen 650.0 mm.

(Im Vorjahre wurden an 213 Tagen 590.1 mm ge-messen.) Die größte Tagesregenmenge von 52.3 mm wurde am 11. Juli verzeichnet. Tage mit Schnee-fall gab es 42, mit einer zusammenhängenden Schnee-bede 68.

Wernstadt. Seehöhe: 498 m. Beobachter: Josef S. Schanta.

Die mittlere Jahreswärme betrug 7.4° C. Die einzelnen Monate hatten folgende Wärmemittel: Jänner — 4.1°, Feber — 0.5°, März 2.3°, April 6.6°, Mai 14.2°, Juni 16.2°, Juli 16.4°, August 16.2°, September 12.6°, Oktober 9.0°, November 2.0°, De-zember — 1.8°.

Die Höchsttemperatur im Schatten von 29.0° wurde am 11. Juni, die Tiefsttemperatur von — 14.0° am 26. Feber verzeichnet. Die Wärmeschwankung betrug daher 43.0 Celsiusgrade.

Frosttage gab es 123, worunter 39 Eistage (Ganztagsfröste) waren, Sommertage gab es 12, Tropentage 0. Der letzte Frost im Frühjahr war am 1. April, der erste im Herbst am 11. November.

Im Vorjahre (1936) betrug die mittlere Jahres-temperatur 7.48°. Frosttage wurden 129, Eistage 23, Sommertage 10, Tropentage 0 beobachtet.

Der Sonnenschein im Jahre 1937.

Nachstehend sind die Beobachtungsergeb-nisse mehrerer im Bereiche unseres Staates mit Sonnenscheinmessern ausgerüsteter Wetterbeob-achtungsstellen für das Jahr 1937 mitgeteilt. Die erste Zahl gibt die Anzahl der Stunden mit Son-nenschein, die zweite Zahl die der Tage ohne Sonnenschein im Jahre 1937 an.

Tetschen	1290.8,	118
Karlsbad	1945.9,	99
Saaz	1440.3,	100
Eger	1444.7,	88
Tabor	1451.3,	84
Troppau	1712.5,	83
Trentschin-Deplis	1715.2,	90
Komorn	1723.6,	108
Prag	1739.4,	67
Brünn	1752.7,	91
Brehburg	1793.6,	89
Bystian	1979.5,	81
Stará Dala bei Komorn	1982.0,	76

Triebtsch.

Von der Triebtscher Schule.

Nach einer Schulklassion des Lehrers Anton Klemann im Jahre 1791 besuchten damals die Triebtscher Schule 73 Knaben und 63 Mädchen, zusammen 136 Kinder, davon waren arm 68 und zwar 38 männliche und 30 weibliche. Eingeschult waren 1791 nach Triebtsch Keld, Sababtsch, Lenzel, Winney, Rübendörffel, Obertenzel, Pöckl, Kufftsch, Ritschen, Stankowitsch, Wischeratsch und Kokosch.

Die Einkünfte des Schullehrers betragen:

Besent 2 Strich Korn, 1 1/2 Strich Gerste	5 fl. 89 kr.
Von der Kirche f. Schul- u. Musikdienst	7 fl.
Von Stiftungen	7 fl.
Von der Obrigkeit	1 fl.
Von Begräbnisgebühren	19 fl.
Von Kopulationen	8 fl.
Schulgeld, a 1 kr.	15 fl. 20 kr.
Schulgeld, a 1 1/2 kr.	28 fl.
Schulgeld, a 2 kr.	30 fl. 40 kr.
An Hausbeiträgen von 200 Häusern zu Neujahr, a 8 kr.	10 fl.
An Hausbeiträgen zu Michaelis, 41 Brote, a 8 kr.	4 fl. 6 kr.
An Hausbeiträgen item zu Michaelis	4 fl. 4 kr.
Summa	129 fl. 58 kr.

Schulfassion vom 25. September 1856.

In Triebtsch und den dahin eingeschulten Ortschaften sind 81 Knaben, 78 Mädchen, zusammen 159 Schulkinder aus Triebtsch, Reich, Ribbenbörfel, Wischenatsch, Winnen, Willenzel, Sababsch, Obertenzel, Niedertenzel, Pöckal, Klokotschhäusern und Kufflich.

Der Lehrer hat ein Einkommen von 347 fl. 41 kr. C.M., wovon abgehen für die Schulkäuberung 24 fl., Gehalt des Unterlehrers bar 40 fl., Kost, Wäsche 80 fl., so daß reines Einkommen des Lehrers verbleibt mit 203 fl. 41 kr. Besent mit 4 fl. 46 kr. abgeloßt.

Inventarium in der Schule 1726.

- Ein viereckiger weißer Tisch mit einer Schublade,
- Ein alter Stuhl mit Lahnbenkel,
- Eine lange Sitztafel und drey Bänke für die Schulkinder,
- Eine schwarze Singtafel,
- Eine blecherne Ofenröhre,
- Und ein altes Topfbrett. (Schluß folgt.)

Trzebuttscha

1782.

Trzebuttscha hatte im Jahre 1782 17 Hausnummern. Diese hatten zusammen im Jahre 183 fl. 51 kr., oder monatlich 15 fl. 19 1/4 kr. Robotgeld der Domäne Enzowan zu zahlen.

Trzebuttscha hatte damals folgende

Untertanen: Nr.	Jahres- schuldigkeit	Monats- schuldigkeit
1 Franz Jäger	74 fl. 48 kr.	6 fl. 14 kr.
2 Georg Ringel	2 fl.	10 kr.
3 Andres Knor	2 fl.	10 kr.
4 Gemein Häußl	—	—
5 Anton Jäger	2 fl.	10 kr.
6 Johannes Püschl	2 fl.	10 kr.
7 Georg Pillat	2 fl.	10 kr.
8 Christoph Gerstorfer	2 fl.	10 kr.
9 Wenzel Schindler	2 fl.	10 kr.
10 Christoph Jebraukke	16 fl. 18 kr.	1 fl. 2 1/2 kr.
11 Anton Kofsche	16 fl. 54 kr.	1 fl. 24 1/2 kr.
12 Christoph Pader	98 fl. 49 kr.	3 fl. 14 kr.
13 Ignaz Wunderlich	14 fl. 10 kr.	1 fl. 11 kr.
14 Wird in der Robotz-Bahlungstabelle nicht erwähnt	—	—
15 Wenzel Kofsche	2 fl.	10 kr.

16 Mathes Knor	4 fl. 52 kr.	24 1/2 kr.
17 Anton Ulbrich	2 fl.	10 kr.

Die Trzebuttschaer Gemeindefinden.

Am 28. August 1789 wurde von Seiten des Trzebuttscher Gerichts und der sämtlichen Nachbarschaft dem Wenzel Jebraukke (Nr. 10) ein Stückel Gemeindegund vor seinem Wohngebäude verkauft. Jebraukke sollte dafür keine besondere Gemeindesteuer oder Zins zahlen; nur soll er 3 Kreuzer weiterhin zahlen, den schon bestehenden alten Gartelzins. Wenn Jebraukke über kurz oder lang den erworbenen Grund zur Erweiterung seines Wohngebäudes benötigen sollte, so bewilligt ihm dies die sämtliche Nachbarschaft. Doch müsse vor dem zu erbauenden Gebäude ein Stückel Grund als Hausgarten verbleiben, wegen der danebst stehenden Gemeindefinde, damit diese nicht beschädigt werde. Welchen Nutzen solche Linden bringen, zeigte anlässlich der Feuersbrunst im Jahre 1778 die bei Christoph Gerstorfer stehende Linde. Man sollte solche Linden fortpflanzen, nicht vertilgen. Man solle auf diese Linden ein wachsam Auge haben, damit nicht das Vieh oder böse und unvernünftige Leute sie beschädigen oder vernichten. 1778 hat die bei Christoph Gerstorfer stehende Linde das Feuer zurückgehalten, das gegen Wenzel Schindlers Wohnung gerichtet war, so daß die übrigen Nachbarhäuser, die schon in Gefahr waren, gerettet werden konnten. Die Rettung sei seinem Nachbar zu verdanken, der seinerzeit die Linde angepflanzt hat. Zum immerwährend Gedächtnis zeichneten dies auf in einem Gemeinde- und Gerichtsprotokoll Franz Jäger, Richter, und Ignaz Wunderlich, Geschworener.

1813.

Von den österreichischen und den mit ihnen verbündeten russischen Truppen wurden im Jahre 1813 im Dorfe Trzebuttscha gewaltthamer Weise weggenommen: 35 1/2 Mehen Weizen, 79 Mehen Korn, 121 Mehen Gerste, 226 Mehen Haber, 2856 Portionen Brod, 78 1/2 Mehen Hülsenfrüchte, 125 Mehen Erdäpfel, 222 1/2 Mehen Obst, 1285 Seidel Brandwein (von den Russen), 150 Centner 50 Pfund Heu, 89 Centner 50 Pfund Grummet, 131 Bund Futterstroh, 877 Bund Lagerstroh, 566 Bund Streuastroh, 5 Klafter hartes und 42 Klafter weiches Holz, 17 Pfund Lichter, 99 Schock Hopfenstangen, 26 Stück Hopfen, 48 1/2 Mandel Flachs, 7 Centner 27 Pfund Eisen. — Außerdem mußten 120 zweispännige Vorspanne geleistet werden.

Richter war 1813 in Trzebuttscha Josef Kofsche, Geschworener Franz Jäger.

Untertanen waren damals: Nr. 1 Franz Jäger, Nr. 2 Wenzel Schubert, Nr. 3 Wenzel Knor, Nr. 4 Josef Mah, Nr. 5 Anton Jäger, Nr. 6 Wenzel Püschel, Nr. 7 Josef Pillath, Nr. 8 Christoph Gerstorfer, Nr. 9 Wenzel Schindler, Nr. 10 Wenzel Jebraukke, Nr. 11 Josef Kofsche,

Nr. 12 Christoph Hacker, Nr. 13 Franz Hocke, Nr. 14 wird nicht erwähnt, Nr. 15 Wenzel Uster, Nr. 16 Wenzel Ringel, Nr. 17 Wenzel Rasche, Nr. 18 Franz Hacker, Nr. 19 Anton Rosche, Nr. 20 Wenzel Stelzig, Nr. 20 Elisabeth Pöchnerinn.

Gr.-Rutschnik und Woden

und der Meierhof in Mikojed gehörten den Jesuiten in Leitmeritz. Nachdem der Jesuitenorden im Jahre 1773 in Böhmen aufgehoben worden war, wurden ihre Güter und Herrschaften in k. k. Kameralgüter umgewandelt. Daraufhin wurden die Güter Groß-Rutschnik und Woden der Herrschaft Liebeschitz zugeteilt, die auch den Jesuiten gehört hatte und nun in ein k. k. Kameralgut umgewandelt worden war. Im Jahre 1838, den 25. September wurde die Herrschaft Liebeschitz mit Rutschnik an den Fürsten Ferdinand von Lobkowitz verkauft.

Butterblume und Himmelsbrot.

Der Frühling hat seinen Einzug gehalten; überall auf Flur und Wiese, im Busch und Wald, im Hag und Hain grüßt er die Menschenkinder. Freudiger schlägt das Herz in der Brust, wenn die Amstel auf dem Wipfel der Eiche flöset und die ersten Blüten in dem neuen Grün sich öffnen. Eine allbekannte Frühlingsblume der Wiesenraben und Bachufer ist die Butter- oder D o k t e r b l u m e. Während ihre Schwestern, die auf den Namen Frühlingsblumen im wahrsten Sinne des Wortes Anspruch erheben können, schlank und schwächig wie Stadfräuleins sind, gleicht die Butterblume mehr einer drallen Dorfmaid, die von Kraft und Fülle strotzt. Die in allen ihren Teilen von Saft strotzende Blume sproßt so üppig, daß ein einziger Stock oft einen großen Fleck überzieht. Sie wird nicht ungern an den Bachrändern gesehen, denn ihr weitverzweigtes Wurzelwerk schützt das Erdreich vor Abpflung durch das Wasser. Ungeachtet die ganze Pflanze als Hahnenfußgewächs einen scharfen und bitteren Geschmack hat, wird sie doch gierig vom Vieh gefressen und die überreichen Blüten geben der Milch und Butter eine schöne gelbe Färbung. Früher benutzte man auch die Blütenblätter zur Herstellung eines in der Malerei und Industrie wertvollen Farbstoffes. Mit den jungen, in Essig gelesenen Blütenknospen werden die Rappern verfältscht.

Eine ebenso gut bekannte Frühlingsblume ist der feigwurzelige Hahnenfuß oder das Scharbockskraut. Wie helles Gold leuchten seine vielblättrigen Blüten inmitten glänzend grüner, rundlich herzförmiger Blätter aus dem noch kahlen Strauchwerk der Hecken

und Gebüsche der Bachufer. Bei dem Insektenmangel zu seiner Blütezeit ist eine Fremdblüthenbestäubung meistens in Frage gestellt. Auch Selbstbefruchtung kann nicht eintreten, da Stempel und Staubgefäße ungleiche Reife zeigen, indem die Staubbeutel noch fest geschlossen sind, wenn die Narbe des Stempels bereits befruchtungsfähig ist. Die Blume würde aussterben, wenn nicht die Natur auf andere Weise für die Vermehrung, für ihre Zukunft gesorgt hätte. Nicht allein die Wurzeln entwickeln ganze Büschel von gelblichen, gerstenkörnerähnlichen Wurzelknöllchen, auch in den Blattwinkeln bilden sich Brutknöllchen. Durch Regengüsse werden die ersteren öfters freigelegt und mit dem abgefallenen Brutknöllchen der Blattwinkel für vom Himmel gefallene Gerste gehalten. (Getreidereg.) Beide, Wurzel- und Brutknöllchen, enthalten viel Stärkemehl und werden von der Jugend als „Himmelsbrot“ gegessen. Fortgeschwemmt und in feuchten Auen abgesetzt, bilden die sich entwickelnden Pflanzen förmliche Wiesen von großer Ausdehnung. Die Pflanze ist ein altes Heilkraut, die Knöllchen dienen als Mittel gegen die Feigwarzen (feigwurzelliger Hahnenfuß) und das Kraut gegen Scharbock oder Skorbut (Scharbockskraut). Sie hat, wie alle Hahnenfußgewächse, zu denen sie gehört, scharfe Säfte und wird von Schnecken und Weidewieh gemieden. Dieselben verlieren sich jedoch beim Trocknen.

Alle Blüten des Vorfrühlings entspringen überraschend schnell dem Boden, bilden dichten Rasen, um die für die Pflanze notwendige Bodenwärme und Feuchtigkeit zu erhalten, blühen gelb oder grüngelb und verschwinden nach dem Verblühen ebenso rasch wieder von der Bildfläche, wie sie erschienen sind. Am raschesten geht dieses Entstehen und Vergehen bei dem M o s c h u s k r a u t e vor sich; sein Dasein währt nur wenige Tage. Heute ist die Luft seines Standortes noch geschwängert von seinem starken Moschusduft und morgen schon ist von dem Pflänzchen keine Spur mehr zu sehen. Wer nicht kommt zur rechten Zeit, wird das Moschuskraut nie aus eigener Anschauung kennen lernen. Es wächst ebenfalls an Bachufern und in Flußauen und überzieht oft große Strecken derselben als dichten, grüngelben Rasen. † Peifer.

Natur- und Heimatflug.

Maulwürfe dürfen in Niederösterreich nicht getötet werden. Der Maulwurf steht in Niederösterreich unter gesetzlichem Schutz und darf daher weder gefangen noch getötet werden. Ein Verstoß gegen dieses Verbot zieht strenge Bestrafung nach sich.

Borarlberg, das Adlerland Europas? Nach der letzten Jagdstatistik Borarlbergs hat dieses Land 17 beslogene Adlerhorste. Damit ist es auch das am dichtesten mit Adlern bestellte Land Europas.

17

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde des Leitmeriter Gaus

Beilage zur Leitmeriter Zeitung

Nr. 5.

1. Mai 1938

19. Jahrg.

110 Jahre im Dienste des Leitmeriter Postamtes.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war Leitmeritz auf die Post in Lobositz angewiesen, das heißt, die Briefe aus der Kreisstadt Leitmeritz mußten auf der k. k. Poststation in Lobositz aufgegeben werden, wo viele Jahre die Familie Bettmann den Postdienst versah.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Leitmeritz eine Briefpostkollektur und in den Akten findet sich von 1780 angefangen bis 1827 der kartierende Briefpostkollekteur Johann Wenzel Linke in Leitmeritz erwähnt.

Erst im Jahre 1828 wird in Leitmeritz ein eigenes Postamt errichtet. Die hohe k. k. allgemeine Hofkammer verlieh nämlich mit Verordnung vom 20. Feber 1828 dem Ignaz Mohr, Postmeister zu Lobositz, die Postmeisterstelle in Leitmeritz. Nach dem Dienstvertrage hatte sich der k. k. Postmeister Ignaz Mohr verpflichtet, diesen Postdienst am 1. Mai 1828 zu übernehmen und eidlich zu geloben, Sr. k. k. Majestät bei dem ihm anvertrauten Dienst treu allerhöchst desselben Nutzen zu befördern, Schaden abzuwenden, über die ihm anvertrauten Geschäfte die Verschwiegenheit streng zu beobachten, allenfälligen geheimen Verbindungen im In- und Auslande zu entsagen, nichts, was dem allerhöchsten Gerechtigkeiten oder dem Wohle des Staates entgegen sein könnte, zu unternehmen, die Postvorschriften und Verordnungen, welche jetzt bestehen, oder in der Folge erlassen werden, genau zu erfüllen, sowie den Befehlen der hohen k. k. allgemeinen Hofkammer als der obersten Postbehörde, nicht minder den Weisungen der k. k. obersten Hofpostverwaltung in Wien und der vorgesezten Oberpostverwaltung, dann den Anordnungen des Herrn Landeschefs und der hohen k. k. Landesstelle treu und fleißig nachzukommen."

Er mußte sich verpflichten, den Postdienst, besonders die Expedition der Brief- und Fahrposten in eigener Person zu besorgen. Diese merkwürdige Verbindlichkeit der persönlichen Versehung des Postdienstes wurde am 5. März 1836 aufgehoben.

Er war verbunden, ein geräumiges, zweck-

mäßig gelegenes, gegen Feuer und Einbruch versichertes Zimmer im Erdgeschoß des Posthauses zur Kanzlei zu widmen, damit er die Dienstgeschäfte ungestört verrichten könne und die Briefschaften und Fahrpostsendungen, dann Gelder aller Arten wohl gesichert sind und zu denselben niemand Zutritt habe.

Er war verpflichtet, im Poststalle wenigstens sieben diensttaugliche Pferde und die nötigen Stallrequisiten, dann eine gedeckte und zwei offene Kaleschen, ferner zwei kleine Wagen zur Versehrung der Briefposten, endlich zwei Estafettentaschen stets in vollkommen brauchbarem Zustande bereit und die zur Versehung des Dienstes nötige Anzahl von Postkationen zu halten, auch die Zahl der Pferde, Requisiten und Postkatione zu vermehren, sobald eine solche Vermehrung durch veränderte Verhältnisse zur ordnungsmäßigen Versehung des Dienstes nötig werden würde.

Als Bezüge wurden dem k. k. Postmeister bestimmt ein Anteil von den bar eingehobenen und verrechneten Briefpostgebühren, ein Drittel, d. i. dreißig, drei ein Drittel Prozent, jedoch nach Abschlag des zu Gunsten des Postärars stattfindenden Abzuges von zehn Prozent von der dreihundert Gulden übersteigenden jährlichen Einnahme. Dem Postmeister wurde weiters zugesprochen ein Anteil von den bar eingehobenen und verrechneten Postgebühren für Geld- und Frachtendungen und der Fahrpost von 5 Prozent, endlich die entfallenden Rittgelder.

Das Postamt in Leitmeritz befand sich nach seiner Eröffnung im jetzigen Gemeindehause, im "Schwarzen Adler". Mohr mietete daselbst von der Stadtgemeinde Leitmeritz ein ebenerdiges gewölbtes Zimmer mit dahinterliegender Stallung auf sechs Pferde und einen Schuppen im Hofe zur Unterbringung der Wagen, des Heues und Strohes, um 50 Gulden C.M., zahlbar in Silberzehnern und Silberzwanzigern. —

Am 1. Mai 1938 waren 110 Jahre verflossen, seitdem in Leitmeritz das Postamt errichtet wurde, seitdem Ignaz Mohr das Postmeisteramt und das Poststallamt übernahm, Ignaz Mohr, der zu Tichlowitz auf die West

kam, starb in Leitmeritz am 31. Dezember 1854 m 80. Lebensjahre. Das Leitmeritzer Poststallamt verblieb aber weiterhin in der Familie Mohr; es wird von ihr seit 110 Jahren vererbt. Es dürfte wohl sehr wenige Poststallämter in unserem Staate geben, die durch so viele Jahre in einer Familie sind. U.

Kiel, der starke Schmied.

Der Schmied hieß Kiel, war ein großer Mann mit Riesenkraft, stammte aus Stankowitz bei Triebitz und pachtete um das Jahr 1856 die Schmiede in Niedernösel (Nr. 2, nachher Wirtschaff Seemann, dann Grünzner).

Wo heute unterhalb Niedernösel gegen Pittschkowitz zu die Woboragärtnerei ist, war früher ein Försterhaus; hier standen viele Eichen. Der Busch war reif und wurde weggemacht. Unser Schmied brauchte Stämme und wollte kaufen. Beim Handel bedeutete man ihm, er bekomme sie umsonst, wenn er sie selbst fortbringe. So trug dann der Schmied einen Stamm harten Holzes nach dem andern auf den Achseln herauf und warf sie in den Schmiedeteich bei seinem Hause. Dann baute er sich einen Erker (Standschuppen) zum Beschlag für das Vieh an sein Haus; die dicken Säulen und Unterzüge im Hausflur waren vor 40 Jahren noch zu sehen.

Etwas im Jahre 1874 war ihm ein Amboß entzwei gegangen, daher kam er nach Sobenitz zum Schmied Franz Fiedler, einen Amboß bor-gen. Der Schmied zeigte ihm einen und sagte: „Ihr müßt halt herüberfahren kommen und ihn holen.“ Kiel entgegnete: „So einen Dreck hucke ich auf.“ Fiedler sprach: „Was fällt euch denn ein? Ihr werdet ihn doch nicht tragen, das ist doch nicht mabelich.“ Kiel lud ihn aber so-leich auf die Achsel und trug ihn fort. Der Sobenitzer Schmied schaute ihm lange verwundert und koo-fschüttelnd nach. Vor Niedernösel mußte der Starke aber doch absteigen, stellte den Amboß auf Bouolz Stangenhaufen und holte ihn dann mit dem Schubkarren. Der Amboß wog sicher 1½ Meterzentner!

Kiel mußte sich doch einen neuen Amboß kaufen; infolge einer Wette trug er ihn von Leitmeritz bis Niedernösel; dieser Amboß dürfte aber nicht so schwer gewesen sein.

Beim Weißn (später Illmann, jetzt Kral) in Niedernösel Nr. 5 war früher kein Gasthaus; die Wirtschaff gehörte dem Stuhlbut, der zugleich Getreidehändler war und deshalb oft nach Leipa fuhr. Zu ihm kam der Schmied Stroh kaufen. „Ja, ihr bekommt soviel, als ihr auf euerm Schie-berkarren draufbringt.“ Da maß zuerst der Schmied mit einer Stange die Torbreite, baute sich dann daheim auf dem Schubkarren ein großes Gestelle und als er so aneefahren kam, kriegte der Getreidehändler doch Spindus. Kiel lud im Hofe 6 Mandel Stroh (wahrlich

Erbsstroh) auf. Alle wunderten sich nur, daß er soviel aufladen konnte; das Aufheben der Last allein erforderte sehr viel Kraft und Geschicklich-keit; zum Tore hätte er bald nicht herausge-konnt; dann aber war es leichter, weil er hergab fuhr. Mein Erzähler, Josef Strach aus Nr. 13 (Hausname „Dieter“), geboren 1848, sah es als Schuljunge mit eigenen Augen; es dürfte 1856 gewesen sein.

Einmal lauerte eine ganze Rotte Burschen beim Gründkreuz zwischen Mladei und Soben-itz, um einen Rivalen hier tüchtig zu verhauen. Die Nacht war ziemlich dunkel. Endlich nahen Schritte; es kam aber der Schmied Kiel, ahnungs-los. Sie fielen über ihn her. Der Schmied er-wischte die ersten zwei beim Kragen, schlug sie mit der Köpfe zusammen, warf sie zur Seite, schaute sich um und fragte dabei: „Wieviel seid ihr denn?“ Er bekam aber keine Antwort und sah niemanden. Die hatten sofort erkannt, daß es eine andere Stimme war; waren alle ausge-rißen. Sie waren an den „Artschlichn“ (Un-rechten) kumm und da wäre es ihnen „Artschlich“ (schlecht) gangen.

Mein Freund Leischka hörte als Junge, da allerhand fahrend Volk (Schauspieler, Sieb-macher, Scherenschleifer, ziehende Musikanten, Jahrmarchtrümer, Handwerksburschen) in seinem Vaterhaus in Kottomirsch (Bauernwirtschaft Nr. 4) stets Unterstand fand, von einer Harten-gesellschaft das Lied singen. Der Stankowitzer Schmied und die Schmiedin, dessen Inhalt die Kraftproben bildeten, der gegensätzliche Schluss aber lautete: Der Schmied gilt trotz seiner Stärke im eianen Hause eine Null, er muß immer erst seine Frau fragen. R. Ld.

Triebitz.

Stollparordnung.

Die Richter bekennen im Namen der Ge-meinde, daß von undenklichen Zeiten her fol-gende Stollagebühr entrichtet worden ist:

Dem Pfarrrer:	
Für ein Begräbnis, ohne Unterschied	30 fr.
Für eine Verkündigung	18 fr.
Für eine Trauung	1 fl. 30 fr.
Für eine Messe, wenn sie bestellt war	33 fr.
Für ein gesungenes Amt oder Requiem	1 fl. 3 fr.
Der Kirche:	
Für Lichter bei einer Einsegnung	7 fr.
Dem Schulmeister:	
Für den Kondukt bei Begräbnis	24 fr.
ohne Unterschied	18 fr.
Bei der Trauung	
Für Musik oder Gesang bei einer	10½ fr.
Messe	
Für Musik bei einem Amte oder	45 fr.
Requiem	
Den Singknaben bei einem Begräbnis,	3 fr.
jedem	3 fr.
Den Ministranten oder Kreuzträgern	
Den Kirchenvätern:	
Für Leuten bei einem Begräbnis:	
Eines Erwachsenen, reichen	1 fl. 10 fr.
Eines Erwachsenen, unvermöglichen	36 fr.

Eines Kindes, reichen	30 fr.
Eines Kindes, unvermögliehen	24 fr.
Bei einer Trauung	7 fr.
Dem Totengraber:	
Für das Grab einer erwachsenen Leiche eines Reichen	1 fl.
Für das Grab eines unvermögliehen	36 fr.
Für das Grab eines Kindes eines Reichen	24 fr.
Für das Grab eines Kindes eines unvermögliehen	15 fr.

Triebschulzin, 6. September 1789.
Franz Alois Müller, Verwalter.

- Johann Köfert, Richter in Triebtsch
- Josef Zump, Richter in Lenzel,
- Wenzel Struppe, Richter in Niedertenzel,
- Christoph Richter, Richter in Pöchl.
- Heinrich Ankert, Richter in Sababich,
- Josef Kaschte, Richter in Scharratisch,
- Josef Kunze, Oberrichter in Rüdendörffel,
- Sylvester Nedlich, Richter in Ritschen,
- Wenzel Tafft, Richter in Stankowiz,
- Josef Hauske, Richter in Winnay,
- Anton Pichel, Richter in Ruttlich.

Triebtscher Stiftungen.

Carl Alois Saube, Apotheker in Leitmeritz, testiert 17. August 1858 400 fl. C.M. für die Pfarrschule, von den Zinsen sollen vier arme, vater- oder mutterlose arme Kinder von 5 bis 10 Jahren, 2 Knaben und 2 Mädchen, zu Weihnachten beteuert werden; jedes Kind mit dem vierten Teile. Die Auswahl steht dem Pfarrer von Triebtsch zu.

Antonia Freitin von Buteani geb. Gräfin von Morzin widmet Prag 27. Juli 1859 60 fl. C.M. für 3 hl. Messen für ihren + Gatten Franz Karl Freiherrn von Buteani und zwar an seinem Geburts-, Namens- und Sterbetage jeden Jahres, also am 15. November, 29. Jänner und 28. Mai.

Die Fresken der Libocher Pfarrkirche.

Von E. Sprenger, Tupaßl.

Die Libocher Pfarrkirche, dem hl. Gallus geweiht, wurde in ihrer gegenwärtigen Kreuzesform vom Grafen Johann Joachim Bachta im Jahre 1725 (Bernau, p. 442) erbaut¹⁾. Die Fresken, welche die Deckengewölbe schmücken, haben biblische Motive zum Gegenstande, stammen aus dem Jahre 1741 und sind künstlerisch recht wertvoll. Als besonders gelungen müssen die reliefperspektivischen Darstellungen auf den Gewölbeflächen bezeichnet werden. Die im Jahre 1879 angeblich erfolgte Restaurierung²⁾ war keine solche im eigentlichen Sinne, sondern die Malereien wurden damals von dem Maler Kubes G.³⁾ nur gut gereinigt. Durch diese Feststellung, sowie durch den jederzeit möglichen Augenschein wird auch die Angabe Bernaus im Bez. Dauba⁴⁾, daß die Fresken im Jahre 1879 „leider“ abgewaschen wurden, hinfällig.

Anderere archivaalische Notizen über diese Fresken haben sich nirgends erhalten.

Im ganzen sind 9 Gewölbefelder bemalt, davon

acht figural und eines architektonisch. Die Malereien stellen dar:

1. im engen Gewölbefelde über dem Altare drei Engel, von welchen der eine ein Weihrauchfaß hält.
2. im Wolfenthron über dem Herrn der Welt die hl. Dreifaltigkeit von Engellköpfen mit Flügeln und Wolken stützenden Engeln umgeben. Die sitzenden Engel von ihnen haben weiße und jene am Rande verschiedenfarbige Flügel. Ihre Gestalten sind auch mehr weiblich gegenüber den anderen schlanken. Diese Szene soll 1879 bei der Restaurierung recht ungeeignet übermalt worden sein⁵⁾.

3. Dieses Gewölbe grenzt an die benachbarten Kapellen und bildet das Kreuzschiff. Dieses verlangt eine räumliche Auflösung, welche durch die architektonische Ausmalung und die Gestalten der vier Evangelisten erzielt wurde und das ganze Werk hebt. Dieses Gewölbe erinnert an Johann Siebl, mit welchem Molitor in engster Freundschaft lebte und welcher die Kirche in Dossan ausmalte.

4. In diesem Felde ist die Verherrlichung des Patronus unserer Kirche, des hl. Gallus, dargestellt. Mit einem liturgischen Gewande bekleidet, sitzt er sich auf einen Krüchstock und ist von zahlreichen Engeln und Englein umgeben. Hier ist auch der Maler im östlichen Zispel des Gewölbes auf einem violetten Tuchüberwurf mit goldenen Fransen unterzeichnet: J. B. Molitor pinxit ad 1741.

5. Für die Malerei über dem Chore wählte sich der Autor ein dankbares Thema und zwar König David auf der Harve spielend, von singenden und auf verschiedenen Musikinstrumenten spielenden Engeln umgeben. Hier wirkt das Ganze als Gesamtkomposition sehr gut gegenüber den früher unter 2 und 4 beschriebenen, die unter einer gewissen Disharmonie leiden.

6. Zur Apotheose des hl. Gallus gesellen sich in den danebenliegenden Kreuzfeldern himmlische Erscheinungen und zwar links der hl. Prokop mit dem Teufel an der Kette und mit Engeln und

7. rechts der hl. Adalbert auf Wolken sitzend von Engeln umflogen, von welchen einer den Bischofsstab und die Märtyrerpalme trägt. Am unteren Rande sind die Insignien der Blutzengen, Ruder und Spiegel, abgebildet.

8. Schließlich sind auch die Chorgewölbe zu Seiten des Altars geschmückt und zwar jenes rechts mit dem Bilde eines hochbetagten Heiligen mit einem Hirtenstabe, in Wolken liegend. Zwei Engel und zwei Tauben beleben den Himmel.

9. Im linken Chorgewölbe ist das Bild der Jungfrau Maria in Wolken zwischen Engeln gemalt.

Wie uns das Signum im unter 4 beschriebenen Felde verrät, stammen diese Fresken von Maler J. B. Molitor. Nach dem Künstlerlexikon von Thieme-Beder wurde Johann Peter Molitor in Schafel⁶⁾ in der Grafschaft Westerburg bei Koblenz geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er von einem unbekanntem Meister. Dann ging er zur weiteren Ausbildung nach Bonn und reiste weiter nach Berlin und Dresden und im Jahre 1734 ließ er sich in Prag nieder. Hier malte er zuerst häuerliche Stillleben und Landschaften, später aber pflegte er unter Führung Rainers die Öl- und Freskenmalerei. Niemals begann er mit dem Malen, bevor er nicht Studien nach der Natur oder nach Modellen gemacht hätte, wodurch er eben berühmt wurde. Er

¹⁾ Die Jahreszahl 1738 in Pam. arch. a mistop. XXX, 1918, dürfte wohl das Jahr der Vollendung sein.

²⁾ R. Bläß, in Nordb. Arc.-Bl. II (1879), p. 88.

³⁾ Von diesem Maler befindet sich im Besitze der Haushaltungslehrerin Frau G. Kohl in Liboch ein Ölbild von Liboch auf Leinwand (43 x 27 cm), im Hintergrunde Meßnik und Weißkirchen, Sign. 1879.

⁴⁾ Bernau, p. 442.

⁵⁾ Pam. arch. a mistop. XXX, 1918.

⁶⁾ Pam. arch. a mistop. XXX, 1918.

malte gute Portraits, ebenso Blumen und Früchte. Sein letztes Bild ist der hl. Hermann Josef im Kloster Strahov.

Im Jahre 1756 begab er sich nach Wien, wo er im darauffolgenden Jahre starb.

Weitere Fresken von Molitor finden sich in Böhmen noch in Prag im Hartmann-Hause (Celetná 595) und in den Schlössern zu Hofin (hier allerdings ohne Signatur, so daß man nicht weiß, was er eigentlich malte), zu Dobřív (Bezirk Písecký), zu Rojetitz (Bezirk Karlovinobudský), zu St. Benigna (Bezirk Rokycany) und zu Uhlíněves.

Außer den Fresken malte Molitor in Liboch noch zwei Bilder, von welchen das eine, in der Sakristei aufgehängt, den hl. Hieronymus darstellt und das andere, auf der Pfarrei aufbewahrt, das Portrait eines Mannes darstellt, der eine Gitarre spielt und auf der Kehle mit „S. Petrus Molitor pinxit 1741“ bezeichnet ist. Dieses soll nach einer Überlieferung ein Autoportrait von Johann Peter Molitor sein⁷⁾.

Entlassungsbuch aus dem Heeresdienst.

Die Entlassungsurkunden, welche die aktive Militärdienstzeit bezeugen, waren seinerzeit recht umfangreiche Dokumente, als man das heutige übliche Militärbuch noch nicht kannte.

Der Wortlaut einer jetzt achtzigjährigen Urkunde, die mir lebenswüthig zur Einsicht überlassen wurde, folgt nun hierstehend.

Fürst Karl Liechtenstein, 9. Uhlanen Regiment.

Abchied

für den k.k. oest. Gemeinen Bernard Petersik, geboren im Jahre 1828, Ort Groß-Tschernosek, Bezirk Leitmeritz, Kreis Leitmeritz, Land Böhmen, Werbbezirk des B. Palombini-Inf.-Rats. Nr. 36, katholischer Religion, ledigen Standes, Knecht-Profession, hat bei dem k.k. Fürst Karl Liechtenstein 9. Uhlanen-Regiment durch Neun Jahre Vier Monate Vierzehn Tage als Gemeiner gedient und in Folge hohen Armee-Oberkommando-Reskript vom 31. August 1856, Section III. Abtheilung 2, Nr. 5963, als ausgedienter Kapitulant entlassen.

Nachdem Gemeiner Bernard Petersik der im Besche vorgezeichneten Wehrverpflichtung als braver Soldat vollkommen Genüge geleistet hat, so wird derselbe seinem eigenen Wunsch gemäß hiemit aus dem Militär-Verbande entlassen und durch gegenwärtige Abchieds-Urkunde von jeder wie immer benannten Wehrpflicht gänzlich ledigt erklärt.

Der vorbenannte, nunmehr verabschiedete Gemeine Bernard Petersik verdient nach seiner guten Kondukte als Freiwilliger roengagirt zu

⁷⁾ Böhmen, Mělník a okres mělnický, 1892. (Nach Poblaha, Kunstopographie, Bezirk Mělník, Seite 23, trägt eine Freske in der Schloßkapelle zu Hofin die Inschrift: „Petrus Molitor pinxit ao 1746“.)

⁸⁾ Rud. Suchbátka, 1912.

werden, falls er darum ansucht und nach den bestehenden Vorschriften hierzu geeignet ist.

Überhaupt wird dem verabschiedeten Gemeinen Bernard (Schlenz) hiemit die wohlverdiente Anempfehlung zu Theil, und hiebei das Ersuchen ausgedrückt, denselben auf seine allenfallsige Bitte, jeden thunlichen Vorschub leisten zu wollen.

Gegeben zu Rejzshely am 31. December 1857.

Seiner k.k. apostolischen Majestät wirklicher Oberst und Regiments-Commandant.

(Siegel)

(unleserlich)

Die Richtigkeit der hiernach erfüllten Wehrpflicht wird mit dem Besche bestätigt, daß dieser Mann mit Einunddreißigsten December 1850 sieben bei dem Regimente Uhlanen Nr. 9 außer Stand kommt.

k.k. Feldkriegs-Commissariat zu Oedenburg am 31. Jänner 1858.

(Siegel)

(unleserl. Unterschrift).

Rückseite.

Gegeben k.k. Bezirksamt Leitmeritz, am 15. April 1858 (Siegel u. Unterschrift).

Die Jubiläums-Erinnerungs-Medaille zuerkannt und erfolgt.

Theresienstadt, am 2. December 1898.

(Siegel)

Weis. Mjr.

N. S. Irrthümlich wird im letzten Abthe der Familiennamen verwechselt und Schlenz statt Petersik angeführt. Der Name Schlenz ist in Libochowan 1862 in einem Protokoll zu finden. Es dürfte daher Schlenz im gleichen Regiment gedient haben und aus dem benachbarten Libochowan stammen.

Hüterthau.

Deutsches Reichsamt für Wetterdienst. Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. III, Nr. 9. Dürre und Dürreperioden 1934 von W. Anzenhauer. Berlin 1937. In: Laufe dieser Bearbeitung wurde die Trennung zwischen einer Dürre, die sich über Monate hinzieht, und besonders durch ihren Einfluß auf den Ertrag der Ernte in Erscheinung tritt, und zwischen den kurzfristigen Dürreperioden durchgeföhrt. Als Ursache der Dürre 1934 ergaben sich mangelnde Niederschläge im Winter 1933/34, die eine zu geringe Bodenfeuchtigkeit im Frühjahr zur Folge hatten. Ebenso wurden für den Sommer 1934 unternormale Niederschläge und zu hohe Temperaturen nachgewiesen, die die Folge von sechs größeren Dürreperioden waren, die vom Verfasser nach der Temperaturfeuchte Definition kartographisch und tabellarisch festgelegt wurden. Sie fielen zeitlich in den April, Mai, Juni, Juni, Juni-Juli und Juli. Für die Entstehung der Dürre sind Störungen der Zirkulation der Nordhemisphäre, die eine Vorlagerung des Azorenhochs bedingten, verantwortlich zu machen. Hingugefügt sei, daß die erwähnte Dürre auch im nördlichen Böhmen auftrat. Sie umfaßte fast das ganze Jahr 1933. Zum Jahre 1934 setzte die durch übernormale Luftwärme und Niederschlagsarmut hervorgerufene Trockenheit im Mai ein und erreichte ihren Höhepunkt im Juli. St.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde des Leitmeritzer Gaus

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

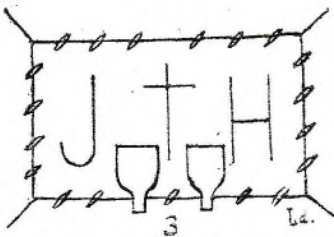
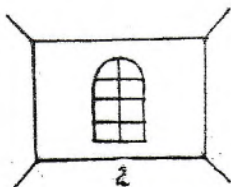
Nr. 6.

1. Juni 1938

19. Jahrg.

Der Vorrat des Bauers.

Erst bei der Vorratsaufnahme im Kriege lernte ich auch die Räume und innere Einrichtung der bäuerlichen Wirtschaften flüchtig kennen. Da ging es in den alten Holzhäusern über steile Holzstiegen mit bis auf einen schmalen Span abgetretenen Brettchen — zum Hals- und Beinbrechen — und durch Falltüren in die Kammern und Böden, wo der Getreidevorrat



aufgeschüttet lag. Ich staunte über die peinliche Sauberkeit nicht nur in den neueren Steinbauten, auch in den alten Holzgebäuden. Kein Spinnennetz am Gebälk, kein Kram im Winkel, alles rein gekehrt und sauberer wie in mancher Stube da und dort, kein Korn- oder Weizenkörnlein lag außerhalb des Hausens, und dieser wieder war wie mit Zirkel und Lineal modelliert.

Die Getreidehaufen waren meist halbkugelig oder etwas höher bis stumpfkegelig,

mitunter war die Grundfläche eine Ellipse; gewöhnlich aber eine ausgebreitete, flache, abgestufte vierseitige Pyramide und deren oberste Fläche mit Sorgfalt verziert:

Zwei oder drei eingedrückte Zeichen, wie Dreiflügel; ein ebenso hergestelltes Fenster (auf Gerste, Sobentz). Eine der schönsten Verzierungen war folgende: in der Mitte ein Kreuz, zu dessen Seiten die Anfangsbuchstaben des Besitzers (Josef Hernich, Mladei Nr. 2); die vier Ranten mit schrägen Eindrücken, wahrscheinlich auch vom Schaufelstiel und unter dem Kreuz zweimal der Abdruck der Holzschaukel selbst.

Hier wie bei allen andern zeigte es sich so recht, mit welcher Liebe und Freude und dem segenspendenden Schöpfer zum Dank der deutsche Bauer die durch harte Arbeit und vielen Schweiß errungene Ernte des Brotgetreides behandelt, einen Vorrat, der nicht nur Saatgut und Nahrung fürs nächste Jahr, sondern auch, wenn dieses ein Mißjahr sein sollte, Samen und Brot zur Not fürs zweite Jahr geben müsse, für den tüchtigen Landwirt mit Familie und Gesinde und für alle Stände. So ein Vorrat ist des Bauers Zufriedenheit, Freude und Zuversicht.

Bei Gelegenheit der Vorratsaufnahme fielen mir auch die verschiedenen Formen der Brotständer auf; sie sind manchmal wie eine Bank oder ein Regal; dann wieder ist es ein Brett auf einem Gestell, auf dem Brett 6—10 Bügel aus starken Weidenruten; in großen Wirtschaften sah ich verschiedene Formen nach Art der hölzernen Kleiderständer. Niemals lagen die Brote, immer etwas steil angelehnt. Dorfburschen haben in der Volks- oder Bürgerschule zeichnen gelernt und haben Gelegenheit, in alle Häuser des Dorfes zu gehen; sie würden sich ein Verdienst um ihre eigene Volkskunde erwerben, wenn sie Zeichnungen solcher Brotständer an die Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz, Rathaus, abgäben. Wem kann ich zuerst danken? Es kommt jetzt immer häufiger vor, daß man nicht mehr Brot vom Nachbar borgt, sondern es gegen Mehl vom Bäcker tauscht oder Brot kauft und somit die Hausbrotbäckerei und mit ihr die Brotständer mit der Zeit ableben.

K. Ed.

Altes Geld und seine Umrechnung.

Es wird allgemein geglaubt, daß das Leben früher billiger war als es jetzt ist. In den alten Matriken und Chroniken kann man lesen: Im Jahre 1429 verkaufte Sigmund von Warthenberg seine Besitzungen um 2000 Schock Groschen an Heinrich Birke von der Dube — 1630 kaufte Radislaw Rinsky die Herrschaft Böhmisches-Kamnitz um 21.000 Schock meißnisch — oder aus Leitmeritz; 1362 kostete hier der Strich Korn 2 Groschen, 1656 aber 4 Groschen; 1430 erhielt man in Leitmeritz einen Ochsen um 2 Schock Groschen, 1560 kostete eine Gans auf dem Wochenmarkte 13 Groschen. 1760 kostete in Leitmeritz ein Rock für Männer 6 Gulden, eine Tuchhose 1 Gulden 15 Kreuzer, ein Hemd 60 Kreuzer. Für 4 Kreuzer erhielt man ein Pfund Fleisch, für 1 Kreuzer ein Brot, für 1 Pfennig 1 große oder 2 kleine Semmeln. 1756 kostete der Strich Korn 2 Gulden, dagegen 1770 60 Gulden, alles sehr niedrige Zahlen im Vergleich mit den Preisen, die wir heute zahlen müssen, denn der Preis einer Herrschaft wie Böhmisches-Kamnitz geht heute in die Millionen, ein Anzug kostet wenigstens mehrere hundert Kronen, die Preise für Fleisch, Brot, Semmeln sind bekannt. Selbstverständlich gab es auch früher Zeiten der Teuerung, hervorgerufen durch Kriege und schlechte Ernten.

Damit wir von den früheren Preisen kein falsches Bild erhalten, ist es notwendig, den gegenwärtigen Wert des alten Geldes zu kennen, also die früheren Preise umzurechnen.

Die Grundzahl aller Umrechnungen ist der Silber- und Goldpreis, welcher aber wechselt, je nachdem viel oder wenig dieser Metalle auf den Weltmarkt kommt. Daher sind Umrechnungen aus früheren Zeiten heute nicht immer mehr zutreffend, weil sie unserem heutigen Silberpreise nicht entsprechen. Früher war Silber billiger, es verhielt sich im Preise zum Golde wie 1 zu 15, heute ist es teurer, das Verhältnis ist 1 zu 7.7, nach der Londoner Börse 18.5 zu 139.65. Der Weltsilberpreis wird nach der Unze Standard Silber berechnet. Eine Unze sind etwa 30 Gramm. Sie galt unlängst 21 pence, das sind etwa 12 tschechische Kronen. Die weitere Rechnung geschieht nach der kölnischen Mark, das ist ein halbes kölnisches Münzpfund oder etwa 233 Gramm. Diese Mark ist das Grundgewicht seit dem Jahre 1042. Aus einer Mark Feinsilber prägte man in Böhmen um das Jahr 1300 30 böhmische Groschen, 1 Groschen enthielt daher etwa 7.8 Gramm Feinsilber. Die Markgrafen von Meißner prägten aus den reichen Erträgen ihrer Silberbergwerke in Freiberg und Annaberg leichtere Groschen, die Meißner Groschen, 60 Stück aus einer feinen Mark, kleiner, dünner, zu etwa 4 Gramm Silber. Friedrich von Preußen prägte 1763 sehr

schlechtes Geld, aus einer Mark 320 Groschen; ein solcher Groschen enthielt nur $\frac{3}{4}$ Gramm Silber. Ein böhmischer Groschen kann also nach dem heutigen Silberpreise zum inneren Werte von 3 K^o 28 h angenommen werden; wohlgemerkt: innerer Wert, nicht Kaufwert des heutigen Münzenhandels. Brem hat ihn auf 4 Gulden 72 Kreuzer ehemaliger österreichischer Währung berechnet. Der Meißner Groschen hätte einen Wert von 1 K^o 64 h oder nach Brem: 2 Gulden 36 Kreuzer; der Groschen Friedrichs von Preußen hat 60 Heller inneren Wert. Adalbert von Steiger berechnete ihn seinerzeit mit nur 38 Kreuzern österreichischer Währung.

Die eingangs angeführten Zahlen wären also wie folgt für die heutige Zeit umzurechnen: die Warthenbergschen Besitzungen auf 400.000 tsch. Kronen, die Herrschaft Böhmisches-Kamnitz auf etwa 2 Millionen K^o Wert. Daß diese Umrechnung stimmt, zeigt sich aus einem Vergleich: 1802 wurde die Herrschaft Böhmisches-Kamnitz mit 1,482.000 damaligen Gulden bewertet, was im Grunde unserer Berechnung entspricht (nach dem präknukt Protokolle vom 21. September 1802).

Die Silbergulden kamen 1749 auf; in Österreich 20 Stück aus einer Mark Feinsilber, in Baiern und am Rhein 24 Stück, die sogenannten Rheinischen Gulden, in Sachsen und Norddeutschland 18 Stück oder 12 Thaler. Die späteren österreichischen Gulden waren nach dem 45 Guldenfuß geprägt, 45 Stück aus einem Münzpfunde. Ein alter Gulden aus 1749 entsprach etwa 13 heutigen Kronen, ein rheinischer Gulden ist $\frac{1}{2}$, davon, ein sächsischer Gulden $1\frac{1}{2}$, ein Thaler $1\frac{1}{2}$ mal soviel, ein späterer österreichischer Gulden etwa 11 K^o. Wir müssen immer in Rechnung ziehen, daß die K^o zweimal abgewertet (devalviert) wurde, also an innerem Werte verlor.

Die Regierung gibt jetzt Zwanzigkronenstücke heraus mit 7 Teilen Silber und 3 Teilen Kupfer, von denen auf ein Kilogramm Münzmetall 83.33 Stück gehen, das heißt, der Silberwert einer solchen Münze ist etwa 13.2 K^o, die zu 20 Kronen fehlenden 6.8 K^o sind Herstellungskosten, Abnutzung und Staatsruhen. Auch läßt sich daraus ersehen, daß die neuen Zwanzigkronenstücke ziemlich dem Werte der früheren Silbergulden entsprechen, welche aber 9 Teile Silber und 1 Teil Kupfer enthalten.

Der Preis für den Strich Korn aus 1362 um 2 Groschen würde heutigen 20 K^o entsprechen, die 4 Groschen aus 1656 ebenfalls 20 K^o, denn es sind Meißner Groschen. Der Preis für den Ochsen würde etwa 1200 K^o, für die Gans 60 K^o entsprechen. Man glaubt häufig, das wären billige Zeiten gewesen. Der Männerrock würde heute 80 K^o, die Tuchhose 17 K^o, das Hemd 13 K^o kosten. Als der Strich Korn

im Jahre 1756 2 Gulden kostete, entsprach das etwa 27 KZ, ein billiges Jahr mit reicher Ernte — als er aber 14 Jahre später 60 Gulden kostete, das wären 810 heutige Kronen, da war das ganze Jahr verregnet gewesen, das Getreide war vollständig misraten, es war eine schreckliche Hungernot eingetreten, die Leute aßen gekochtes Gras, Brot aus Baumrinde, gefallene Hunde und Katzen und Josef der Zweite mußte aus Ungarn Getreide einführen lassen.

Als man für 4 Kreuzer ein Pfund Fleisch, für 4 Pfennige ein Brot, für einen Pfennig eine große Semmel oder 2 kleine erhielt, waren wirklich billige Zeiten, denn diese Preise entsprechen 88, 22, 6 heutigen Hellern, immer vorausgesetzt, daß die Unze Silber heute mit 21 pence gerechnet wird, daß unsere Krone den gleichen Silbergehalt hat und sich der Silberwert nicht ändert. Da aber dieser Wert sich ändert, je nachdem mehr oder weniger Silber auf den Weltmarkt kommt, sind obige Rechnungen auch nur annäherungsweise aufzufassen und müssen neu gemacht werden, sowie sich der Silberwert an sich oder der Gehalt der Krone an Silber ändert. *) Josef Jarischel.

Zur Sagenammlung.

Aus dem Aufsatz „Heimliche Sagen“ im 14. Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz, 1938, ist ersichtlich, daß Prof. Dr. F ö d i s c h mit Hilfe seiner Lehramtskandidaten erfolgreich Sagen sammelte. Auch unser Deutschprofessor Moritz Kerchner kam 1883 mehrmals mit ansehnlichen Bündeln niedergeschriebener Sagen in unsern 1. Jahrgang, die er aus den andern Klassen erhalten hatte und forderte uns ebenfalls auf. Die Leitmeritzer Anstalt besuchten damals Zöglinge aus dem großen deutschen Teile Nordböhmens, umschlossen von der Landesgrenze bei Grottau, Krahau, Wehwalde, bis Gablonz (Reichenberg hatte noch keine Anstalt), Liebenau, Hirschberg, Liboch, Theresienstadt, Trebnitz, Meronitz, Schönwald, Peterswald, Tysa und östlich hin wieder die Landesgrenze. Wenn man bedenkt, daß Prof. Kerchner die vieljährige Sagensammlung literarisch nicht verwertete und nur wenige der Zöglinge ihre Sagen nachher veröffentlicht haben, ist zu bedauern, daß mit seinem Tode soviel Sagen gut unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Kustos A. K i r s c h n e r, Aussig, schrieb im Aufsatz „Die versunkene Kirche bei Sebusjein und weitere Funde“ (in der „Leitmeritzer Zeitung“ Nr. 88 vom 9. November 1901): Auf

*) Zur Zeit der Ausarbeitung des Aufsatzes galten die angeführten Preise. Der Silber- und Goldpreis schwankt täglich. Beispiel: 20. Mai. Berlin: 1 kg Silber 36.3 bis 39.3 Mark; London: 20.—; 21. Mai. Berlin 36.4 bis 39.4 Mark; London 18.75. — Gold: 130.15. Daher sind die Umrechnungswerte nur ganz annäherungsweise.

Grund von Sagen sind vorgezeichnete und geschichtliche Stätten entdeckt worden. So die Märchen im Volksmunde über die heidnischen Gräber in Libochowan (das Grab des Häuptlings), Zirkowitz (Mann ohne Kopf), Walfische (die singende Flamme) usw.

Ich fand aber nirgends diese Sagen vor. Als das Büchlein von Adolf Kirchner, „Ein Sagenschatz zwischen Leitmeritz und der Landesgrenze“, Aussig 1911, erschien, freute ich mich, oben angeführte Sagen über prähistorische Fundorte endlich kennen zu lernen, denn dem Buchtitel entsprechend mußten sie doch darin zu finden sein. Aber auch dieses Büchlein enthielt die Sagen nicht! Nachher, bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Verfasser im Aussiger Museum fragte ich ihn darum, erhielt aber nach langem Hin- und Herreden keine befriedigende Auskunft, so daß es mir ebenso unwahrscheinlich vorkam wie seine Zusätze zum Depotfund auf der Bradischka bei Schwaden und wie manche seiner Fundberichte, zu denen bei gründlichem Vergleich durch Dr. Helmut Preidel die zugehörigen Funde selbst nicht vorhanden sind.

Josef Kern, „Die Sagen des Leitmeritzer Gaaues“, Reichenberg 1922, faßte zum erstenmal den Sagenschatz unseres lieben deutschen Elbgaues in möglichster Vollständigkeit bis zu diesem Jahre zusammen. Auch Kern konnte jene Sagen nicht aufnehmen, weil er sie nirgends vorfand! Wer kennt also diese Sagen? Mündliche oder schriftliche Mitteilung erbittet baldigst die Arbeitsgemeinschaft in Leitmeritz, Rathaus“. K. Ed.

Zwei Wächter des Waldes.

Skizze von † Wenzel Peiter.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der höheren Tierwelt, daß die meisten Arten derselben eigene Laute für verschiedene Empfindungen als: Schreck, Furcht, Haß, Liebe, Schmerz und vor allem für Warnung haben, die nicht allein von den eigenen Verwandten, sondern selbst auch von anderen Tieren verstanden werden. Besonders die Warnungsrufe einzelner sind Alarmrufe für alle anderen in Gehörweite befindlichen Tiere der verschiedensten Art. Und als ob der Schöpfer seine unerfaßliche Weisheit auch in der unvernünftigen Tiernatur zum Ausdruck bringen wollte, sind diese Tierarten mit ungemein scharfen Sinnen und mit sonst an Menschenverstand heranreichendem Instinkte ausgestattet, so daß sie selbst in ihrem Wächteramt Menschenlist zunichte machen.

Wie ausgestorben scheinen um die Sommermittagsstunden, wo die Schwüle des Tages alle vierfüßigen und gefiederten Waldbewohner in die Dickichte getrieben hat, die hohen Hallen des Forstes. Da knackt kaum hörbar ein dürreter, am Boden liegender Tannenzweig unter dem Fuße

eines behutsam pürschenden Jägers. Seinem eigenen Ohre ist das Geräusch entgangen, aber einen Wächter des Forstes hat es doch aufgeschreckt. Ein Eichelhäher (*Carrulus glandarius* L.) oder Holzschreier fliegt auf, und sein gellender Warnungsruf tönt weit hinein in den schweicenden Forst. Als ob ein Kanonenschuß gehört worden wäre, so lebendig wird es durch diesen Ruf um den Pürschenden. Die kleinen Vögel, die sich in dem Geäst der Bäume verkrochen hatten, flattern ängstlich von Ast zu Ast, die größeren lachen das Weiße und das Wild bricht flüchtig durch die Dichte. Dasselbe ist auch der Fall, wenn eine Schwarzamstel (*Turdus merula* L.) ihren Warnungsruf ertönen läßt. Wie gar helle Augen und feine Ohren im Walde wachen, davon weiß jeder Forstmann vieles zu erzählen; aber vor allen fürchtet er nur den Warnungs- und Schreckruf dieser beiden genannten Vögel, vor dem er selbst bei der äußersten Vorsicht weder im Morgenrauen noch in der schwülen Mittagszeit, noch in den Abendstunden auf seinen Pürschgängen sicher ist. Die Krähe läßt sich überlisten, der Holzschreier und die Schwarzamstel nicht; erstere macht sich, wenn nicht gerade ihr Forst in Gefahr ist, von selbst und beizeiten lautlos aus dem Staube, letztere dagegen lassen den Pürschenden bis auf wenige Schritte herankommen, um dann sehr unvernünftiger und mit größerem und gellenderem Geschrei aus der gefährlichen Nähe zu flattern. Eichelhäher und Schwarzamstel kennen wie die Krähen den Jäger und wissen ihn auch ohne Waffe von anderen Waldbesuchern zu unterscheiden. Oft und oft kann man die Wahrnehmung machen, daß beide Wächter des grünen Landes der Natur ohne Warnungsruf auffliegen, wenn man ohne Büchse und allein den Wald durchstreift: niemals aber ist dies der Fall, wenn man von einem Forstmann begleitet wird, oder wenn man das Gewehr auf der Schulter hängen hat.

Vom richtigen Wandern.

Wenn heute soviel über Naturschutz gesprochen wird, so darf das Wandern als wichtigster Faktor zur Erziehung zum Naturschutz nicht vergessen werden. Es soll aber kein bloßes Dahinmarschieren einer laut singenden oder sonst lärmenden Menschenmenge, sondern besinnliches Wandern sein. Woher sollte aber der ohne Unterlaß Laute oder Mandoline zupfende Wanderer Zeit zum Beobachten der Naturschönheiten haben? Auch die dahinziehende Sängerschar, die meint, ohne Gesang gäbe es kein Wandern, kommt nicht in die Lage, ihre Aufmerksamkeit dem zuzuwenden, das sie so unverdrossen besingt, nämlich der Natur. Und so vergeht der Wander-

sag ohne Gewinn, recht häufig aber zum Schaden der Natur.

Besinnliches Wandern muß unser Lösungswort wieder werden, und es muß Eingang finden in die Reihen jener Verbände, die das Wandern in ihr Programm aufgenommen haben. Besinnliches Wandern will heißen, nicht allein schauend wandern, nein — bei den Dingen der Natur hie und da ein wenig verweilen, ihnen etwas Aufmerksamkeit schenken und tieferen Gedanken freien Lauf lassen.

Es wird allen Berufenen, den Führern von Wandergruppen usw., nicht leicht fallen, die Wanderlustigen zum wahren Wandern anzuleiten und in ihnen den Sinn für ein wirkliches Erfassen der Naturschönheiten zu wecken. Doch die Schwierigkeiten sollen kein Hindernis sein, uns dieser Aufgabe zu widmen. Erst wenn die Wanderer wieder Zeit finden werden, sich der Natur, zu der sie hinausziehen, auch zu widmen, werden sie in deren Geheimnisse eindringen und zu wirklicher Freude an ihr gelangen. Dann erst wird Naturschutz nicht mehr als Hindernis beim Wandern betrachtet, sondern als der Faktor gewertet werden, der es erst zum Hochgenuss macht, weil sich die Natur in der vom Schöpfer gewollten Form zeigt.

Goldstück aus dem Leitmeritzer Stadtarchive.

Der Goldschmied Johann Carl Egestor der königlichen Kleinen Stadt Prag liefert am 26. September 1695 zur Stadtkirche Allerheiligen einen Kelch samt Paten von Silber, ein kleines Ciborium von Silber und vergoldet einen Kelch, wofür er 70 fl. 17 kr. 1 d. verlangt; nimmt dagegen altes Silber im Werte von 36 fl. 59 kr. 2 d., sodaß ihm noch zu bezahlen bleibt 33 fl. 17 kr. 3 d.

Am 11. Juli 1719 bezeugt Bürgermeister und Rath der Stadt Eröbnitz, daß Wenzel Josef Zilechowsky durch 14 Monate in Eröbnitz bei dem Kantor Jeremias Johannes Fischer bei der Instruierung der böhmischen und deutschen Jugend, dann bei den Sonn- und feiertägigen Gottesdiensten behilflich gewesen, sich ehrlich, fromm und rühmlich verhalten. — Jeremias Johannes Fischer, der 1707 Kantor zu Lobositz war, hat in dem letztgenannten Jahre um den Schuldienst in Leitmeritz.

Bücherchau.

Deutsches Reichsamt für Wetterdienst. Wissenschaftliche Abhandlungen, Band III. Nr. 10. Nächtliche Wärmehandhaltsmessungen an der Oberfläche einer grassbewachsenen Ebene von F. Krüger. Berlin 1937. Diese Messungen wurden auf dem grassbewachsenen Truppenübungsplatz nahe der Rostocker Universitätsluftwarte in 81 Nächten bei verschiedenen Wetterlagen durchgeführt.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde

des Leitmeritzer Gaus

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 7.

1. Juli 1938

19. Jahrg.

Beiträge zur heimatischen Klimakunde.

Winter.

Es schien wünschenswert, das bestehende amtliche Netz meteorologischer Beobachtungsstationen durch Errichtung einiger neuer Beobachtungsstellen zu verdichten. Besonders in dem vielfach reich gegliederten Schulbezirke Leitmeritz war dies zur Erfassung aller Details der dadurch hervorgerufenen klimatischen Unterschiede notwendig. So hat die „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“ in Leitmeritz, die auch die Wetterforschung in ihren Aufgabebereich einbezogen hat, die Stationen Welbina, Aufcha und Wernstadt errichtet. Ende 1930 hat sie in Munker, dem höchstgelegenen Orte (Seehöhe 553 m) des Bezirkes, dem Geburtsorte des 1900 in Triest verstorbenen Astronomen Ferdinand Anton eine Wetterbeobachtungsstelle eingerichtet, die zunächst mit einem Maximum- und Minimum-Thermometer, System Six, das an der Nordseite des Schulgebäudes ungefähr 1½ Meter über dem natürlichen Erdboden aufgehängt wurde, ausgerüstet. Später kam noch ein Regen- und Schneemesser hinzu, der im Garten unterhalb des Schulhauses seine Aufstellung fand.

Als Beobachter waren tätig vom 1. Jänner 1931 bis 30. Juni 1933 Oberlehrer Karl Lutz und seit 1. Juli 1933 Oberlehrer Friedrich Strunk.

Nachdem nun für die Temperatur sieben-, für die Niederschläge fünfjährige Beobachtungen vorliegen, so dürfte es nicht unangebracht erscheinen, die Ergebnisse in Kürze mitzuteilen, um so ein Bild der klimatischen Verhältnisse dieser Station zu bekommen.

Die Temperatur.

Als mittlere Jahreswärme ergaben sich aus den bisherigen Beobachtungen 6,9° Celsius. Das wärmste Jahr im Zeitraum 1931 bis 1937 war 1934 mit einer Jahreswärme von 8,4°, am kältesten war 1931 mit einem jährlichen Wärmedurchschnitt von bloß 6,0°.

Die einzelnen Monate und Jahreszeiten

haben im 7jährigen Durchschnitt folgende Wärmemittel:

Dezember	-1,9°	März	11,0°
Jänner	-3,1°	April	6,1°
Feber	-2,2°	Mai	12,7°
Winter	-2,4°	Frühling	6,6°
Juni	15,5°	September	12,6°
Juli	17,1°	Oktober	6,9°
August	16,1°	November	1,7°
Sommer	16,2°	Herbst	7,1°

Der kälteste Monat war der Jänner 1933 mit einer Monatskälte von -6,2°, der wärmste Monat der Juli 1932 mit einer Monatswärme von 17,7°.

Die höchste Schattenwärme wurde in dem Beobachtungszeitraume 1931 bis 1937 mit 31,0° am 27. Juni 1935, die tiefste Temperatur von -21,0° am 11. Feber 1932 und am 15. Dezember 1933 verzeichnet. Die Wärmeschwankung betrug somit 52 Celsiusgrade.

Sommertage, an denen die Höchsttemperatur im Schatten auf 25° und mehr steigt, gab es jährlich im Mittel 14, die meisten (21) im Jahre 1931, die wenigsten (7) im Jahre 1933. Im Jahre 1935 gab es unter den 20 Sommertagen auch 2 Tropentage, an welchen das Schattenthermometer mindestens 30° zeigte.

Die Wintertage sollen nach Frost- und Eis-tagen getrennt werden. Frosttage (Nachtfroste), an denen die Tieftemperatur auf 0° oder darunter sinkt, werden durchschnittlich 130 gezählt; die meisten (145) waren im Jahre 1931, die wenigsten (105) im Jahre 1934. Unter den Frosttagen gibt es im Mittel 59 Eis-tage (Tagfroste), an welchen auch die Höchsttemperatur des Tages nicht über den Gefrierpunkt steigt. Die meisten (72) waren im Jahre 1932, die wenigsten (42) im Jahre 1934. Der letzte Frost im Frühjahr pflegt durchschnittlich am 21. April (am frühesten am 6. April 1937, am spätesten am 14. Mai 1935) einzutreten. Der erste Frost im Herbst ist im mehrjährigen Durchschnitt am 24. Oktober (am frühesten am 2. Oktober 1936, am spätesten am 10. November 1937) zu erwarten.

Die Niederschläge.

Unter dem gemeinschaftlichen Namen Niederschläge im engeren Sinne werden Regen und Schnee zusammengefaßt. Die Menge des Niederschlages wird durch die Höhe bezeichnet, in welcher die Regenmassen oder der Schnee, nachdem er geschmolzen, die Erdoberfläche bedecken würde, wenn ihr Wasser nicht verdunstete, nicht abflöste oder versickerte.

Im fünfjährigen Durchschnitt beträgt die Jahresniederschlagshöhe von Munker 666 mm oder 666 l Wasser auf das Quadratmeter Bodenfläche. Da das Gemeindegebiet von Munker 327 ha mißt, so fallen auf dasselbe jährlich 21.778.200 hl Wasser als Regen oder Schnee. Es ist dies die größte Niederschlagshöhe sämtlicher im Schulbezirke Leitmeritz gelegenen Beobachtungsstellen. Im Jahre 1933 betrug der Jahresniederschlag 549 mm, seitdem ist eine stete Zunahme zu verzeichnen. 1934 hatte 625 mm, 1935: 688 mm, 1936: 696 mm und 1937 stieg derselbe auf 771 mm.

Die mittlere Jahresniederschlagshöhe von 666 mm verteilt sich auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten wie folgt:

Dezember . . .	30 mm	März	30 mm
Jänner	41 mm	April	71 mm
Feber	66 mm	Mai	51 mm
Winter	137 mm	Frühling	152 mm
Juni	59 mm	September . . .	42 mm
Juli	95 mm	Oktober	69 mm
August	66 mm	November	46 mm
Sommer	229 mm	Herbst	157 mm

Während die oben mitgeteilten Wärmemittel der einzelnen Monate schon eine gewisse Ausgeglichenheit aufweisen, ist dies bei der Niederschlagshöhe nicht der Fall. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Niederschlagshöhe eines der regellosesten unter den Witterungselementen ist, weshalb zur Gewinnung zuverlässiger Angaben weit längere Beobachtungsreihen erforderlich sind. Immerhin läßt sich, falls die einzelnen Monate zu Jahreszeiten zusammengefaßt werden, erkennen, daß der Winter mit 137 mm die wenigsten, der Sommer mit 229 mm die meisten Niederschläge liefert, während die Übergangsjahreszeiten und zwar der Frühling, mit 152 mm und der Herbst mit 157 mm nur von mittlerer Ergiebigkeit sind.

Im Beobachtungszeitraume 1933 bis 1937 war der März 1933 mit 10.4 mm der trockenste, der Juli 1937 mit 154.0 mm der feuchteste Monat.

Die größten Tagesregenmengen in den einzelnen Jahren waren:

am 22. Juni 1933	20.6 mm
am 22. Juli 1934	55.6 mm
am 2. Juli 1935	84.4 mm
am 12. Mai 1936	21.3 mm
am 11. Juli 1937	64.0 mm

Die Häufigkeit der Niederschläge, das ist die Zahl der Tage mit meßbarem Niederschlag (mindestens 0.1 mm), beträgt durchschnittlich 145 im Jahre; die wenigsten Niederschlagstage (135) hatte das Jahr 1934, die meisten (154) das Jahr 1936.

Unter den Niederschlagstagen gab es durchschnittlich 43 im Jahre mit Schneefall. Hagel wurde im Jahre 1934 an 1, im Jahre 1935 an 2 und 1936 an 1 Tage beobachtet.

Tage mit Nebel gibt es im Jahre durchschnittlich 79, mit Sturm 73, mit Gewitter 18. Die meisten Gewittertage (27) waren im Jahre 1931, die wenigsten (14) im Jahre 1933.

Die Fernsicht.

Sichtbeobachtungen haben nicht allein wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Wert. Der Grad der Luftdurchsichtigkeit steht in innigem Zusammenhange mit den Luftströmungen und aus einer genauen Beobachtung des Zusammenhanges zwischen Luftdruck, Windrichtung und Luftdurchsichtigkeit kann man wichtige Schlüsse auf das kommende Wetter ziehen. Touristik und Luftschiffahrt sind an Sichtbeobachtungen besonders interessiert.

Die freie Lage von Munker hat einen besonderen Anreiz, von hier aus regelmäßige Sichtbeobachtungen auszuführen, die dann auch mit 1. April 1932 begonnen wurden. Den täglich um 2 Uhr nachmittags angestellten Beobachtungen liegt eine 5gradige Skala zu Grunde.

Sichtgrad 1, sehr gute Sicht, wurde dann verzeichnet, wenn die Ruine Altperstein in 25 km Entfernung scharf zu erkennen war. Sehr gute Sicht ist im Mittel an 41 Tagen (11%) im Jahre und zwar vorwiegend im Mai und Juni beobachtet worden. Im Jahre 1933 gab es 73 solche Tage! seitdem ist eine stete Abnahme zu verzeichnen, so daß die Zahl der Tage mit sehr guter Sicht im Jahre 1937 auf 20 sank. Eines Falles mit ausnehmend guter Fernsicht am 25. Feber 1935 sei besonders gedacht. An diesem Tage konnte man deutlich die Lichter von Prag in 60 km Entfernung sehen.

Sichtgrad 2, gute Sicht, wobei die Ruine Altperstein nur noch undeutlich zu erkennen ist, kam durchschnittlich an 88 Tagen (24%) im Jahre vor.

Sichtgrad 3, mäßige Sicht, wobei der Wilboisch in 12 km Entfernung noch gut sichtbar ist, wurde an 107 Tagen (29%) im Jahre beobachtet.

Sichtgrad 4, mindere Sicht, wurde verzeichnet, wenn nur noch der Eichberg in 6 km Entfernung zu erkennen war. Er kam an 53 Tagen im Jahre (15%) vor.

Sichtgrad 5, schlechte Sicht, wurde notiert, wenn auch der Eichberg nicht mehr zu erkennen war. Schlechte Sicht wurde durchschnittlich an 76 Tagen im Jahre (21%) beobachtet.

Aus den 1528 Einzelbeobachtungen von Munker im Fünfjahrszeitraum 1933 bis 1937 ergibt sich, daß die Sicht in den Wintermonaten (Dezember) am geringsten ist; vom März angefangen steigt dieselbe stark an, um bereits im Mai ihren Höchstwert zu erreichen. Diese günstigen Sichtverhältnisse vermindern sich während des Sommers nur unbedeutend, erst vom September angefangen nimmt die Sichtweite stark ab.

Abschließend seien zum Vergleich die Beobachtungsergebnisse einiger Nachbarstationen mitgeteilt.

Im gleichen Beobachtungszeitraume 1931 bis 1937 betrug in Leitmeritz, Ackerbauschule (Seehöhe 182 m), die mittlere Jahreswärme 9.0° C, die Zahl der Frosttage jährlich 101, die der Eistage 31, die der Sommertage 40 und die der Sturmtage 28.

Auf dem Gipfel des Donnersberges (Seehöhe 835 m) betrug die Jahreswärme 4.9°, die mittlere Zahl der Frosttage 157, die der Eistage 83, die der Sommertage 5, die der Sturmtage 227.

Die mittlere Jahresniederschlagshöhe im Zeitraume 1933—1937 betrug in Leitmeritz 429.0 mm, auf dem Donnersberge 482.0 mm, in Lutscha (Seehöhe 233 m) 538.0 mm, in Graber (Seehöhe 285 m) 564.0 mm. Stöhr.

Der Totenvogel.

Gibt es Boten des Todes? Diese Frage läßt sich mit ja und nein beantworten. Mit ja, wenn man die verschiedenen Krankheiten als solche betrachtet; mit nein, wenn man berücksichtigt, daß die Mehrzahl der Krankheiten den Tod nicht im Gefolge hat und daß laufenden trotz stoßender Gesundheitskraft der Senfmann plötzlich die Hand auf die Schulter legt und ihnen gebietet: Schlaf, bis hierher! Der Aberglaube hat aber welche Geschaffen.

Im Volke gibt es eine Totenuhr und einen Totenvogel. Der Totenvogel ist unser Käuzchen, eine etwas überausgroße Eule. Während des Tages schläft das Käuzchen in Felsklüften, Ruinen, hohlen Bäumen und auch Scheunen; in der Nacht zieht es auf Beute aus, die in Mäusen, großen Insekten und kleinen Vögeln besteht. Der Flügelschlag ist äußerst leise, fast unhörbar. Wie alle Eulen, fliegt das Käuzchen, von Neugierde getrieben, gern hellbrennenden Feuern oder erleuchteten Punkten nach, wodurch es ohne Wissen und Willen zum Totenvogel wird. Es sei hier nur ein Fall unter vielen ähnlichen herausgeariffen. In einem einsamen Gehöfte, am Saume eines Waldes, liegt ein Totkranker. Das Licht wird bei seinem Lager die ganze Nacht hindurch nicht ausgelöscht. Das Käuzchen fühlt sich vom demselben angezogen. Mit leisem und

gemämpften „bu, bu“, zwischen welches es öfters das hellere „Quem“ hören läßt, fliegt es darauf zu. Plötzlich stößt es sich an eine der Fensterscheiben. Erschrocken fährt es mit lautem Schrei, welcher wie „kuwitt, kuwitt“ klingt, zurück. Da braucht wirklich der Wärter keine allzu rege Phantasie haben, um aus dem kleinen Kerl mit seinen großen, gelben Augen ein großes Gespenst zu machen, das an das Fenster klopfte und rief: „Komm mit, komm mit!“ Noch vielmehr wird dieser Glaube verstärkt, wenn die Nacht stürmisch und finster ist, oder der Kranke die Nacht noch stirbt.

Landwirtschaftliche Bräuche.

Alter Brauch, Aberglauben, Erfahrung und Wetter beeinflussen und regeln die bäuerliche Tätigkeit.

Während der langen Winterzeit und Kälte legen die Hühner keine Eier; findet man das erste Ei, soll man es verschenken, dann legen die Hühner fleißig weiter.

Karfreitageier (Eier, die am Karfreitag gelegt) soll man nicht mit bloßen Händen angreifen.

Die ersten Früchte von einem Bäumchen soll man nicht verkaufen, sondern selbst verwenden.

Am Tag des hl. Nikasius (14. Dezember) schreibt man das Wort „Nikasius“ an die Tür, wenn Ratten im Hause sind.

In den Zwölfnächten soll man keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Schwäre.

Über die hehren Weihnachtstage (und auch vom alten ins neue Jahr hinein) soll keine Wäsche auf dem Boden hängen; obwohl in der sogenannten Freivoche (23.—31. Dez.) nicht gearbeitet wird, wird am Unschuldigen Kindtage am liebsten Wäsche gewaschen.

Belegen. Die Kuh „rammit, rindert“, d. h. verlangt den Stier. Der Stier wird gewöhnlich nur „Ure“ genannt, sonst auch Ramml, Rammlure, Stierl, Marschl, Pepsch. Der Sprungstier wird zum „Aufhucken“ aus dem Stall herausgenommen; ihm wird vor dem Belegen eine „Rammlschniete“ (Salzbrot) als Reizmittel stückweise gereicht. Stier und Ziegenbock nimmt man nach Sonnenuntergang wegen Beheren nicht mehr heraus. Nach dem Belegen wird die Kuh mit Brennesseln aufs Kreuz geschlagen, oder es wird die Scheide mit kaltem Wasser beschüttet, damit die Kuh erschrickt und nichts herausdrückt. Die Kuh wird „tron(d)ich“, tragend, frächtig.

Abgewöhnen. Kälber werden am liebsten an einem Sonntag abgewöhnt. Beim Abgewöhnen des Kalbes läßt man es „in den Sack gucken“, es wird ihm ein Sackl über den Kopf gesteckt.

Wenn nach dem (ersten) Kalben wieder gebuttert wird, wird diese Milch nicht im Haushalte

verwendet, auch nicht verkauft, ebenso auch nicht die daraus erzeugte Butter. Früher war es allgemein üblich, diese Butter dem Kirchendiener aufs Ewige Licht zu geben; seitdem die Frauen erfuhren, daß er sie selber ißt und daß aus dem Kirchenvermögen Geld auf Öl vorhanden ist — Verwisch hat fundiert — bekam er die Butter nur noch aus Nr. 35 und einigen Häusern.

Wird der Bauer beim Säen nicht fertig und vergißt ein Beet das zweitemal zu besäen oder läßt ein Beet ganz aus, dann wird auch bald eins aus der Familie sterben.

Jedermann kann sehen, daß das Korn am Orte (Feldrande) dünn und niedrig steht und kurze Ähren hat. Warum steht das Getreide in der Feldmitte besser als an den Rändern? Weil an der Oneward (Anward, Rand) beim Aekern — wo härterer Boden auch schlechteres Pflügen — wegen des vielen Umdrehens mehr geklucht wird.

Vor St. Jagen (Georg, 24. April) soll man sich nicht auf die Erde setzen. Sie ist noch zu kalt.

Der Hopfen soll zur Hälfte vor und zur Hälfte nach St. Jagen geschnitten werden.

Die Gurken soll man nicht „ärschlich“ (verkehrt) schälen, da werden sie sofort bitter; man schält sie von der Spitze zum Stiel hin.

Ist Vollmond im Oktober, werden die Feigen überseht. Am 19. Oktober 1918 war schöner Vollmondabend; ein Gärtner aber sagte mir: „Da müßten wir lange Vollmond haben, denn an einem Abend werden wir doch nicht fertig.“

Wenn die Bäuerin Quargel macht, sollen sie nicht gezählt werden, auch von Frau und Kindern nicht, sonst „gehen sie nicht“, d. h. sie geraten nicht.

Einen Knopf hebt man nicht auf, wenn man ihn auf der Straße findet, und selbst wenn er von Gold wäre; das bringt Verdruß.

Die Bekfedern sind Diebe, sie stehlen das Geld, weil durch das Ausschütteln und Aufbetten immer weniger werden, je länger man sie hat.

Aus Darmfett, Speckstückchen, alten Lichtern und ähnlichen Überresten formt man durch Zusammenwickeln brotähnliche Stücke und verzieret die Oberseite.

Wenn ein Mädchen auf dem Wege stolpert, wird es eine „Eroberung“ machen.

Vieh. Da das Vieh für die Wirtschaft so unentbehrlich ist, wird ihm auch die größte Sorgfalt zugewendet und die Bauersleute sind ängstlich um das Gedeihen desselben bemüht, oft mehr als um die Gesundheit der eigenen Kinder. Krankheiten des Viehes verursachen große Aufregung und sein Verenden bringt viel Schaden

der Wirtschaft, die man doch erhalten und nicht zugrunde gehen lassen will. Stirbt das Weib, kann der Bauer wieder heiraten — vielleicht bringt die neue Frau auch noch recht viel Geld mit — wenn aber das Pferd umsteht, ist's viel schlimmer; daher hört man oft den „Schlimmen“ Spruch:

„Weibr starbn ist kej Verdarben,
öbr Pfarb verreckn, dos is ej Schrecken.“

Wenn in der „Marterwoche“ (Marterwoche) Mist oder Jauche geführt wird, geht ein Stück Vieh ein.

In der Marterwoche soll man kein Vieh herausnehmen, also auch nicht einspannen zu einer Arbeit, da hat man dann Unglück. Ein Beispiel:

Einem Großbauer stand im Juli 1919 ein neues, teures Pferd (14.000 Kč) um; es hatte im Bein Lymphdrüsenentzündung, vielleicht war auch schon der Brand darin, das Kurieren nützte nichts. Der sonst recht aufklärte, tüchtige Bauer, etwa 50 Jahre alt, schob die Ursache nicht auf die Krankheit, sondern

1. auf den oben angegebenen Grund, er hatte in der Marterwoche eingespannt;
2. weil er abgewichen war vom Grundsatz des Hauses, wo man von jeher nur Rappen gehabt und er hatte diesmal einen Braun gekauft. Mit Zweifarbigem, mit Andersfarbigem hat dann der Bauer kein Glück, es passiert ihm etwas; er soll bei seiner Farbe der Pferde bleiben.

Konservator F. X. Beneš verfaßte 1861 für die Familie Ungermann (Nr. 1) in Ruffendorf ein Gedenkbuch, wo er seit 7. August 1836 viel im Hause seiner Verwandtschaft verkehrte. Im Gedenkbuch heißt es: „Zum perpetuellen Wahrzeichen des Ungermannischen Hauses gehört — ein Schimmel — ohne diesen kann die Familie nicht sein. Ich gedenke immer eines Schimmels und würde wünschen, wenn stets die Sitte, einen Schimmel zu besitzen, in diesem Hause erhalten bliebe.“ R. Ed.

Bücherchau.

Wissenschaftliche Abhandlungen des Deutschen Reichsanstalts für Wetterdienst. Band IV, Nr. 5. über die Luftdurchlässigkeit der stark getriebenen Atmosphäre im sichtbaren Spektralbereich, von Leonhard Fritsch. Berlin 1938. Julius Springer: Messungen, die mit dem Nachtsichtmesser nach Kochmieder-Feiß vorgenommen wurden, ergaben, daß Dunst im allgemeinen, aber nicht immer, für rotes Licht besser durchlässig ist als für grünes Licht, für blaues Licht jedoch schlechter durchlässig ist als für grünes Licht. Nebel ist dagegen für blaues Licht besser durchlässig als für grünes oder rotes Licht. Doch ist diese Bevorzugung des blauen Lichtes nur sehr gering, so daß man sagen kann, daß für praktische Zwecke Nebel für alle Lichtsorten gleich durchlässig ist. St.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde

des Leitmeritzer Landes

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 8.

1. August 1938

19. Jahrg.

Ein geologischer Rundgang um das Leitmeritzer Neunerkreuz.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß die einzelnen Ortsgruppen des Neunerverbandes aus ihren Gebieten Gesteine lieferten, die dann als Gedenksteine zu Füßen des Leitmeritzer Neunerkreuzes am Brückenberge zur Aufstellung gelangten.

Wenn auch die ursprüngliche Absicht, reine, unverzierte Findlinge aus der nächsten Umgebung der verschiedenen Ortsgruppen aufzustellen, nicht in allen Fällen restlos erfüllt worden ist, so ist doch die Sammlung recht interessant und entbehrt nicht eines wissenschaftlichen Wertes, zumal sie als eine Musterkarte von Gesteinen unserer schönen nordböhmisches Heimat betrachtet werden kann. Sie bietet Gelegenheit zum Studium der Erdgeschichte oder Geologie, die wie kein anderer Wissenschaftszweig in ähnlicher Weise zum Beobachten anregt, das Urteilsvermögen entwickelt und so zu einer vertieften Weltanschauung führt. Wir wollen es versuchen, in dem großen Buche der Natur zu lesen, in jenem Buche, das nach dem Ausspruch des großen Geologen Goethe ja doch das einzige ist, das auf allen Blättern großen Inhalt bietet.

Glück auf!

Es sollen nun die Gesteine nach ihrer Zugehörigkeit zu den 3 Hauptgruppen betrachtet werden.

1. Sedimentgesteine.

Das sind solche Gesteine, die durch Absatz entstanden sind, weshalb sie auch Absatzgesteine heißen. Weil sie zumeist in Form von tafel- oder plattenartigen Massen (Schichten) auftreten, nennt man sie auch Schichtgesteine. Sie allein sind durch äußere Kräfte entstanden und Ablagerungen der Flüsse, Seen, Meere oder des Windes. Daher können nur sie Versteinerungen von Tieren und Pflanzen enthalten, die einer Fauna oder Flora angehören, welche zur Zeit der Ablagerungen vorhanden war. Zur Entstehung eines Sedimentgesteines ist also ein älteres Gestein nötig, das zerstört wird. Die zerstörten Gesteinsmassen werden dann fortgeschafft und an anderer Stelle wieder abgelagert.

So entsteht durch die Verwitterung aus dem Sandstein der Sand, der von dem Fluß von den höchsten nach den tiefsten Geländestellen geschafft, dort abgesetzt und im Laufe der Zeit wieder zu Sandstein verhärtet wird.

In unserer Musterkarte beim Neunerkreuz ist zunächst der Gesteinsblock von Saaz als Sedimentgestein anzusprechen. Es ist ein vom fließenden Wasser (Eger) gerundetes Quarz- oder Gneisstück (Geröll).

Die Gedenksteine von Kostenblatt, Daubitz bei Schluckenau, Neu-Kreibitz und Nieder-Kreibitz bei Böhmen-Kamnitz, Culau und Brüx sind Sandsteine. Aus unserer engeren Heimat sind Sandsteine von Wesslein (Wopparner Tal), Konoged, Luscha, Weiswedel, Wlodei, Sobentz und Schüttenitz vertreten. Sie bestehen aus kleinen und kleinsten Quarzförnern, die durch ein festes (meist kalkiges) Bindemittel verkittet sind. Die Quarzförner sind mit bloßem Auge oder mit der Lupe erkennbar. Die angeführten Sandsteine gehören durchwegs der oberen Kreideformation (Cenoman, Turon u. Senon) an, also dem Mittelalter der Erdgeschichte. Das Kreidemeer war im Norden Böhmens eingedrungen und überspülte unsere Heimat, die sich gesenkt hatte; es kam zur Bildung der Plänerfalte, Tonmergel und Sandsteine.

Ermahnt sei noch, daß das vom Leitmeritzer Steinmetzmeister Fiala hergestellte Neunerkreuz aus Sandstein aus der Gegend von Pirna in Sachsen besteht.

Zu den Sedimentgesteinen ist auch der Quarzit zu rechnen, ein sandsteinartiges, durch Kieselsäure ausgezeichnetes Gestein. Quarzförner sind nicht mehr zu erkennen. Das Gestein ist äußerst hart. Als Quarzit sind die aufgestellten Gesteinsblöcke von Breßnitz, Komotau, Dux, Kzepnitz, D.-Mlitojed, Potratitz und Leitmeritz zu bezeichnen.

Bekannt sind die kieseligen Sandsteine und Quarzite vom Hübischwege am Fuße des Langen Berges zwischen Stalitz und Schüttenitz, wovon besonders jene im Schüttenitzer Pfarrbusch reichlich versteinerte Pflanzenreste enthielten. Sie entstanden in der erdgeschichtlichen Neu- auch Jungzeit und gehören der mitteloligozänen Stufe des Alt-Tertiärs (Braunkohlenformation) an. Ein bedeutend wärmeres Klima mußte geherrscht haben. Die kieseligen Sandsteine haben sich in einem großen See gebildet, an dessen Ufern eine üppige Pflanzenwelt gedieh. So fand man darin versteinerte Pflanzenreste von Gräsern, Schachtelhalmen, Palmen, Palmfarne, Kiefern, Mammutbaum, Eibe, Pappel, Weide, Erben, Feigen, Lorbeer, Zimmt- und Ebenholzhäuten, Magnolien, Myrtengattungen u. a. m. In jener Zeit führte der üppige Pflanzenwuchs der Moore zur Bildung von Torf und unter der Last aufgelagerter Betten und Schotter zur Braunkohlenbildung. Ein Kranz von Vulkanbergen, die bald da, bald dort sich öffneten und ihre zerstörende Tätigkeit ausnahmen, umsäumte unsere Heimat.

2. Erstarrungsgesteine.

Diese zeigen nie Schichtung und nie Versteinerungen und sind nach ihrer Zusammenfügung durch-

wegs kiesel-säurehaltiges Gestein. Da wir sehen, daß derartig zusammengesetzte Gesteine noch heute an tätigen Vulkanen in schmelzflüssigem Zustande aus der Tiefe der Erde empordringen, können wir auch für diese Gesteine behaupten, daß sie durch Abkühlung aus Schmelzfluß durch Erstarrung entstanden sind. Ist der Schmelzfluß bis an die Oberfläche der Erde emporgedrungen, so reden wir von Oberflächengesteinen oder Ergußgesteinen. Erreichte aber die aus dem unterirdischen Magmaherd empordringende Gesteinsmasse die Oberfläche nicht, sondern erstarrte sie unterirdisch in der Tiefe, so haben wir Tiefengesteine vor uns.

Als erster Vertreter dieser Gruppe wäre der Porphyr zu nennen, von welchem Gestein einige schöne Blöcke von Teplitz und Boboitz zur Aufstellung gelangten. In einer felspathartigen Grundmasse sind deutliche Kristalle von Quarz eingesprengt (Quarzporphyr). Während der Teplitzer Porphyr eine grünlich graue Farbe aufweist, ist jener von Boboitz von rötlicher Farbe. Der größere von den beiden Boboitzer Blöcken zeigt an einigen weißen Stellen schon die Verletzung des Feldspates zu Porzellanerde oder Kaolin. Zweifellos sind die aufgestellten heimischen Porphyre gleichzeitig mit jenen des Erzgebirges am Ausgange des erdgeschichtlichen Altertums, in der Permzeit (Kolliegendes), entstanden. Aus dieser Zeit stammt der älteste Zeuge organischen Lebens in unserer Heimat: verkieselte Stübe eines Nadelholzstammes aus dem Porphyr von Klein-Tschernosek. Die Stufen zum Neunerkreuz sind aus Quarzporphyr von Klein-Tschernosek-Vichtowitz hergestellt. Derselbe bildet hier deckenartige Ablagerungen mit schrägstehenden Säulen, welche sich nach oben zerklüften.

Zu den Erstarrungsgesteinen gehört ferner der Phonolith oder Klingstein, der aus einer dichten Grundmasse aus glasigem Feldspat (Sanidin) und Nephelin besteht, wozu gewöhnlich Augit tritt. Das Gestein ist meist grünlichgrau und plattig abgegliedert. Eine schöne Klingsteinplatte vom Auffiger Marienberg ist links vom Stiegenaufgang zum Neunerkreuz aufgestellt. Einige Natrolithadern durchziehen das Gestein. Wie sind diese entstanden? Heiße Gewässer drangen aus den tiefer gelegenen Vulkanherden heraus und durchtränkten und zersetzten den Klingstein und schieden das Natron (daher Natrolith) in Gesteinsklüften wieder aus. Der Gedentstein aus Warnsdorf besteht auch aus Klingstein, desgleichen jener von Schönlinde und Ober-Roblitz.

Ein weiteres Erstarrungsgestein ist der bei uns häufig vorkommende Basalt, von dem es je nach seiner Zusammensetzung mehrere Abarten gibt. Er besteht hauptsächlich aus Feldspat (Plagioklas), Nephelin, Zeuzit und Augit, ist dunkel gefärbt, meist schwarz. Beim Neunerkreuz finden wir Basalt von Bodenbach, Schreckenstein, Rarbitz, Schallan, Hertine im Bielatal, Prosmitz und Malitzsch. Während bei den Phonolithen tafelförmige Absonderungen auftreten, finden wir bei Porphyren und namentlich bei den Basalten schöne Säulenbildungen. In unserer Musterkarte finden wir prächtige Basaltsäulen von Augitzel im Bielatal, Bokau und Türnitz. Basalt mit schönen, säulenförmigen Absonderungen wurde durch den auf der Westseite der Radebeule angelegten Steinbruch aufgeschlossen. Namentlich die im obersten Bruche aufgedeckten, über 100 m langen, teils gebogenen Säulen

gewähren in ihrer Gesamtheit einen großartigen Anblick. Plattige und säulenförmige Absonderungen sind auf Abkühlungseinflüsse und Substanzverluste infolge Wasserdampf- und Gasabgabe bei der Erstarrung der ursprünglich schmelzflüssigen Gesteinsmassen, zurückzuführen. Ein eigenartiges, bienenwabenartiges Aussehen hat der von Zeolithen aus-gelaugte Basalt von Zeidler bei Schludenan. Die ründlichen, glattoandigen Hohlräume beweisen, daß das Gestein einst feurig-flüssig war.

Ein kristallin-körniges Erstarrungsgestein ohne Grundmasse ist der Granit. Die ihn zusammensetzenden unregelmäßig begrenzten Mineralkörner stoßen unmittelbar aneinander. Der Granit ist ein Gemenge von Quarz, Feldspat (meist Orthoklas) und Glimmer. Der Glimmer ist meist schwarzer Biotit (Magnesiumglimmer), neben dem sich öfters der weiße Muskowit (Kaliglimmer) findet. Auf frischen Bruchflächen sehen wir deutlich die ebenen Spaltflächen der weißen, grauen oder rötlichen Feldspat-kristalle mit mildem Perlmutterglanz, die fettglänzenden, ründlichen Quarzkörner mit muschligem Bruch, und die lebhaft glänzenden meist dunklen Blättchen des Glimmers. Beim Neunerkreuz finden wir Granit von Alt-Ehrenberg und Neu-Grafenwalde bei Schludenan, von Rumburg und Fugau.

Während Phonolithen und Basalte vulkanischer Tätigkeit zu Beginn der erdgeschichtlichen Neuzeit, im sogenannten Tertiär, ihre Entstehung verdanken und gleich dem Porphyr zu den Ergußgesteinen gerechnet werden, hat der Granit, den man zu den Tiefengesteinen zählt, ein weit höheres Alter — er wird als ältestes Erstarrungsgestein angesehen, das noch vor dem erdgeschichtlichen Altertum, also in der Urzeit, entstand.

Zu den Erstarrungsgesteinen (Tiefengestein) gehört ferner der Syenit, ein körniges Gemenge von Feldspat (Orthoklas) und dunkelgrüner, fast schwarzer Hornblende. Hieber sind die Gedentsteine von Schludenan (?), Nizdorf und Rosenbain zu zählen.

Die Gedentsteine von Ober- und Nieder-Einsiedel bei Hainspach und von Kaiserwalde bei Schludenan dürften wohl den Grünsteinen (Diabas oder Diorit) zuzurechnen sein. Es sind körnige Gemenge von Feldspat (Plagioklas) und Augit bezw. Hornblende. Sie gehören gleichfalls zu den Erstarrungsgesteinen.

Erläge von den zuletzt angeführten Gesteinen könnten nur durch genaue Untersuchungen ihrer Dünnschliffe unter dem Mikroskop und durch sorgfältige chemische Analyse einwandfrei bestimmt werden.

3. Kristalline Schiefer.

Eine bestimmte Gruppe von Gesteinen kann weder den Sediment- noch den Erstarrungsgesteinen zugezählt werden. Sie bauen sich auf aus ursprünglichen Gemengteilen von ausreichender Korngröße, um die einzelnen Gebilde mit dem Auge oder der Lupe als solche zu erkennen. Sie haben Gemengteile wie die Erstarrungsgesteine, Struktur wie die Schichtgesteine und zwar wie die Schiefer.

Diese Gesteinsgruppe ist beim Neunerkreuz durch den Gneis vertreten, der ein schieferschuppiges Gemenge von Quarz, Feldspat und Glimmer ist. Die Schichtung der Gneise deutet auf einen ähnlichen Ursprung hin, wie er von den Sedimentgesteinen erwiejen ist; jedenfalls wurde nachträglich durch Einwirkung hoher Temperaturen und den

Druck darüber lastender Gesteinsmassen die Struktur derselben vollkommen verändert, indem eine Umkristallisation der mineralogischen Bestandteile stattgefunden hat. Man hat also sehr wahrscheinlich im Gneis ein Sedimentgestein zu vermuten, welches durch die genannten Einwirkungen eine nachträgliche Umgestaltung erfahren hat.

In der Reihe der kristallinen Schiefer, wozu noch der Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Urtonschiefer (Phyllit) gehören, ist der Gneis der älteste, er lagert zu Grunde aller anderen. Schön aufgeschlossen sind die kristallinen Schiefer im Elbtal, am rechten Elbufer zwischen Groß-Tschernosef und dem Dreikreuzberg. Man schreitet sie ab, indem man den Uferweg von der Nähe der Dampferhaltestelle von Groß-Tschernosef bis zum Dreikreuzberg zurücklegt. Die ersten drei Sporndreiecke bestehen aus Urtonschiefer, das 4. Sporndreieck (blauer Stein) aus Hornblendschiefer, das 5. Sporndreieck mit dem Dreikreuzberg aus Glimmerschiefer, die übrigen Felsen setzen sich aus Gneis zusammen.

Die Gesteinsammlung beim Neumerkreuz enthält Gneis von Weipert, Lichtwitz und Böbchowau. Letzterer erscheint gekrümmt oder gefaltet. Wahrscheinlich erfuhr dieser Gneis, als er noch ziemlich weich war, eine Zusammenpressung, die ihn krümmte.

Der schöne Quarzblock von Zinnwald läßt seiner Struktur nach den Schluß zu, daß er dem Erzgebirgs-gneis entstammt.

Die Quarzblöcke von Oberhennersdorf bei Rumburg, Georgswalde und Filippsdorf dürften Quarzfelsgängen entnommen sein, die den kristallinen Schiefereingelagert sind.

Wir hätten hiemit unseren Rundgang beendet und haben auf einem kleinen Raume ein großes Stück Erdgeschichte an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen. Wenn sollte sich hierbei nicht der Gedanke aufgedrängt haben, daß die Erde ein großes Geschichtsbuch der Revolutionen ist, welche sich von der Bildung der Erdrinde bis auf unsere Zeiten getragen haben? Die belebte Natur, das Reich der Blumen und der Tiere ist uns von jeher vertrauter und zugänglicher gewesen als die Welt der „toten Steine“. Wenn nun der kleine Rundgang manchen Teilnehmer angeregt haben sollte, bei seinen Spaziergängen durch die heimatischen Gefilde auch den geologischen Erscheinungen ein liebevolles Auge zu schenken, um so die ausgenommenen erdgeschichtlichen Erkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, dann ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

Benützte Literatur.

1. Heimatkunde des Bezirkes Leitmeritz. III. Die Landschaft. Erdgeschichte und Erdbeschreibung. Von Erhard Proschwitzer. Leitmeritz, 1924.
2. Geologie für Jedermann. Von Dr. A. Berg. Theodor Thomas Verlag, Leipzig 1912.
3. Der geologische Aufbau von Böhmen. Von Dr. Gustav C. Laube. Sammlung gemeinnütziger Vorträge: Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1905.
4. Die Hadebeule bei Leitmeritz. Von F. C. Hibsch. Veröffentlichung der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz.
5. Der Hibsch-Weg bei Leitmeritz. Von Erhard Proschwitzer. Veröffentlichung der Leitmeritzer heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft. Leitmeritz, 1927. A. Stöhr.

Unsere deutschen Vorfahren.

Die Landtafel in Prag, das Grundbuch des Großgrundbesitzes, enthält einen Teilungsvertrag zwischen zwei Brüdern aus dem Geschlechte der Sezyna. Der Vertrag ist in tschechischer Sprache geschrieben, denn die Brüder waren Tschechen. Auch die Namen der Dörfer und der selbständigen Bauern, um welche es sich handelt, sind in tschechischer Sprache und in tschechischer Form geschrieben. Trotzdem ist aus allen diesen Namen zu ersehen, daß alle diese Bauern rein deutsch waren. Sie waren auch keine Kolonisten, weil eine Kolonisierung dieser Gegenden niemals stattgefunden hat, auch wenn man Palackys bestrittene Theorie über die Kolonisierung der angeblich ehemals von Tschechen besiedelten Gegenden durch deutsche Zuwanderer aus wer weiß woher noch für zutreffend annehmen wollte. Es ist nicht bekannt, wo die authentischen Urkunden sich befinden, welche diese Kolonisierung beweisen.¹⁾

Im nachfolgenden seien für einige Dörfer dieses Gebietes die Namen der Bauern aus dem Jahre 1578 angeführt, wobei leider nicht verschwiegen werden kann, daß deutsche Heimatkunden, die vor längerer Zeit verfaßt worden sind, angeben, daß diese Dörfer noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts rein tschechisch gewesen sein sollen und daß die tschechisch verfaßte Steuerrolle des Jahres 1654 ganz genau beweise, daß erst nach dieser Zeit eine Germanisierung dieser Gegenden stattgefunden hätte.

Es handelt sich für diesesmal um die deutschen Dörfer der ehemaligen Sezymaherrschaft Ausha, im Poche, Wodlitz, Schebine, Eicht, Hundorf, Rakken, Westig und andere. Die Pfarrmatriken für diese Dörfer reichen vor das Jahr 1630 nicht zurück, um so wichtiger sind also die Angaben der in die Landtafel schon im Jahre 1578 niedergelegten Akten. Diese enthalten in tschechischer Sprache und tschechischer Schreibung viele hunderte deutscher Bauernnamen, welche noch nicht durch gewissenhafte Forscher bearbeitet sind. Einige dieser Namen seien hier angeführt:

Bartel Hilbel, Adam Dünnebler, Markus Müller, Tobias Kunz, Margarete Weber, Wenzel Schneider, Mathes Schlein, Prokop Böhm, Prokop Simon, Georg Abt, Andreas Fährich, Hans Schindler, Jakob Dünnebler, Michel Kretschel (Gröttschel, mit Kretscham = Gasthaus zu-

¹⁾ Der älteste tschechische Geschichtsschreiber, Kosmas, ist aufrichtig, wenn er sagt, „daß das Böhmen zu seiner Zeit das Land hieß der Moldau bis gegen Saaz rechts der Moldau bis Funabun-lau umfaßt“. Die weiteren Landesteile waren also nicht „böhmisch“. Es ist schwer, sich darüber auseinander zu setzen, weil in der tschechischen Sprache zwischen „böhmisch“ (zu Böhmen gehörig) und „tschechisch“ (von Tschechen bewohnt) kein Unterschied besteht, es heißt beides *český*. Das ist so in das Denken des tschechischen Volkes übergegangen, daß auch das schon immer von Deutschen bewohnte Gebiet Böhmens *český* (tschechisch) ist — eine aufgelegte Begriffsverwirrung.

sammenhängend), Adam Krenschweg (= kriecherweg), Wolf Kessler, Hans Dieschel, Moch Walentin, (Walten), Valentin Hirsch, Balzer Hofmann, Fabian Strauß, Prokop Müller, Blasius Weide, Gregor Schütter (Schütter), Wawra Walentin (Wabra, von Laurentius), Blasius Krenschweg, Wilhelm Eibicht, Geora Eitel, Paul Jaer, Moch Wener (= Moritz Woner, Wagner), Georg Eibicht, Paul Seifert, Peter Dännebier, Peter Sander, Urban Stieck, Hans Türmer (geschrieben Trmer), Paul Kammel, Geora Schneider, Hans Petterich, Fabian Pettersch, Gregor Hortia, Peter Petterich, Fabian Krause, Simon Straß, Geora Hacher (Hager, könnte auch Haier, Heuer sein), Martin Schneebach (geschrieben in der Dialektform Schnoboch), Mathes Wische, Vogt Heuer, Nickel Groß, Hans Müller, Hans Bar (= Bär), Alois Schiffner, Geora Schiffner, Barbara Schrammel, Jakob Lang, Christof Tiez, Lorens Ha, Martin Vogel, Valentin Schreiber, Urban Jaer, Hans Simon, Martin Jockel (Kofeform von Jakob), Blasius Dännebier, Jakob Orth, Jakob Strohsbach (geschrieben Strubach), Martin Vogel, Moch Stiebig, Paul Loos u. a.

Viele dieser Namen deutscher Bauern kommen noch heute in diesen Dörfern vor. Die Landtafel hat in ihren uralten Büchern die Namen ihrer Vorfahren getreu aufbewahrt. Die obigen Namen sind enthalten im Weissen Gedenkbuch des Jahres 1578 auf den Seiten D 21 bis E 4.

Wenn eine schon vor 60 Jahren gedruckte Heimatkunde schreibt, daß sich die Zahl der deutschen Bewohner nach dem 30jährigen Kriege in vorher tschechischen Gegenden sehr vermehrte, daß vorher ganze Dörfer tschechisch waren, welche heute deutsch sind, daß also eine Germanisierung stattfand, so stimmt das nur insoweit, als die damaligen Verfasser zwischen Person und Eintragung nicht unterschieden haben, da die Grundherrschaften vor dem 30jährigen Kriege ihre ganz deutschen Untertanen in tschechischer Sprache mit tschechisierten Namen registrieren ließen, während auf Grund der Verneuerter Landesordnung nach dem 30jährigen Kriege Deutsche deutsch registriert werden konnten. Das ist die sogenannte Germanisierung nach dem 30jährigen Kriege. So wurde aus dem bisher als Malý eingetragenen deutschen Bauer wieder der richtige Klein, aus dem Tkadlec der richtige Weber, aus dem Hubal der Hübel, aus dem Dympier der Dünnebier usw.

Auch heute werden die gänzlich deutschen Bewohner deutscher Orte in den Amtsschriften der Behörden nur in tschechischer Sprache mit den tschechischen Endungen eingetragen (Rychtera für „den Richter“, Malého für „des Klein“, Helzlová für Frau Helzel, Josefa Riedla für „den Josef Riedel“ u. dal.), sodas unsere Nachkommen einmal ein ganz falsches Bild von uns erhalten

werden und oberflächliche Menschen die ganze Bevölkerung als rein tschechisch annehmen werden. Die jetzt in das ehemals rein deutsche Gebiet verlegten sogenannten Grenzler werden vielleicht gar als Urvölkerung aus den fernsten vorgeschichtlichen Zeiten erscheinen.

Unter Feldsperling.

Hand aufs Herz, können Sie den Feldsperling vom Spaken unterscheiden, kennen Sie überhaupt den Feldsperling? In neunzig von hundert Fällen wird selbst der Landbewohner den Kopf schütteln müssen, denn auch er bekommt den Feldsperling selten zu Gesichte. Derselbe ist Bewohner der freien Flur und ähertst scheu und kommt nur zu Zeiten größter Not, wenn die Fluren hoch verschneit und vereist sind, in die Ortschaften und zu Futterstellen.

Der Feldsperling ist schlanker und schärfer gezeichnet als sein Vetter, der Stadt- und Dorfsperling. Der Oberkopf ist bis auf den Nacken rotbraun, ein Strich über die Augen, ein Fleck auf den Wangen und die Kehle sind schwarz, das übrige der Kopfseite ist weiß. Der schwarze Rücken ist rotgelb gefleckt, die Flügel haben zwei weiße Binden, der Unterkörper ist weißgrau.

Der Feldsperling nistet mit Vorliebe in hohlen Bäumen und da diese immer seltener werden, so nimmt auch die Zahl dieser, einmal in unseren Oblasten sehr häufigen Vogel immer mehr ab. In einzelnen Gegenden ist er bereits gänzlich verschwunden. Die Wohnungsnot zwingt ihn oft, die Stamm- und Asthöhlen mit Meisen und Spechtmeisen zu teilen. Er liebt die Höhe und enge Einschlupfloch; heraushängende Halme und Wurzelfasern verraten seine Häuslichkeit. Der Feldsperling verträgt sich mit jedem Mitbewohner der Höhlung und auch mit seinesgleichen. Mit seiner Verwandtschaft verkehrt er jedoch nicht und man wird nie einen Feldsperling unter den Flügen der Dorfsperlinge treffen, die zur Zeit der Getreidereife die freie Flur beglücken. Auch im Winter meidet er die Futterstellen, auf denen sich der Dorfsperling breit macht.

Der Feldsperling ist sehr nützlich; er weff-eifert mit den Meisen in der Insektenvertilgung. Diese Vorliebe für Fleischkost wird ihm im Winter oft verhängnisvoll. Sie lockt ihn in innere Räumlichkeiten der Gebäude, wo er dann eine Beute der Katzen wird oder gefangen, ihm unverständige Leute als gewöhnlichen Spak den Hals umdrehen.

Sein ärgster Feind ist der Sperber, wo dieser vorkommt, kann der Feldsperling aus der Vogelwelt des Gebietes gestrichen werden. Es ist schade um das kupferrote, schön gezeichnete Kerlchen, denn es belebt mit Specht, Kohlmeise und Zaunkönig unsere winterlichen Fluren.

P.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatlunde

des Leitmeritzer Gauer

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 9.

1. September 1938

19. Jahrg.

Das alte Schulwesen in Auischa.

Soweit zurück die Nachrichten über die Schule in Auischa gehen, stand das alte Schulhaus rechts neben dem ehemaligen deutschen Torturme, dort, wo sich heute das Kaufmannsgeschäft Haar befindet. Es war ein einstöckiges Stiebelhaus aus Holz, welches ein großes Lehrzimmer, eine einfache Wohnung für den Rektor und ein Zimmerchen für den zweiten Lehrer enthielt. Alle damals geschriebenen Berichte sprechen von „dem Schulzimmer“, so daß nur eins da gewesen sein kann. Und so gut der Handwerksmeister mit seinem Gehilfen in einer einzigen Werkstatt arbeitete, unterrichtete der Meister der Schule mit seinem Gehilfen auch gleichzeitig nur in einem einzigen Lokale.

Der fest bestellte Lehrer führte den Titel Rektor¹⁾, wurde aber etwa vom Jahre 1700 an allgemein Kantor²⁾ genannt. Seine Beschäftigung war die Musik auf dem Kirchenchore, die Begleitung des Priesters bei Begräbnissen, Krankengängen und anderen kirchlichen Funktionen, das Läuten einzelner Glocken, das Uhrenaufziehen sowie der Unterricht in gewissen Gegenständen, im sogenannten höheren Rechnen, wozu die gemeinen Brüche, das Vervielfachen (Multiplizieren), das Teilen (Dividieren) und die Regel de tri gehörten. Mit Dezimalzahlen wurde nicht gerechnet, denn das Zehnersystem bei den Maßen und Gewichten war noch nicht eingeführt, weswegen bei den Rechnungen zeitraubende Verwandlungszahlen angewendet werden mußten und das Rechnen eine bedeutend schwerere Kunst war, als es für die Volksschule heute ist. Der Kantor unterrichtete die größeren Kinder im Stil, in Geschäftsaufsätzen und im Schreiben verschiedener Schriftarten. War eine Taufe, ein Begräbnis, eine Hochzeit angelegt, so ging er ohne weiters aus der Schule fort, besorgte seine kirchliche Funktion und überließ den Unterricht dem zweiten Lehrer, dem Schulgehilfen. Manchmal wechselten sie wohl auch und der Schulgehilfe besorgte die kirchliche Funktion.

Im Verkehre wurde der Schulgehilfe gewöhnlich Schulmeister genannt. Er lehrte die Anfangsgründe des Lesens nach der üblichen

Buchstabiermethode, des Schreibens und Rechnens. Er spitzte den Kindern ihre Gänsefedern, welche sie zum Schreiben brauchten, linierete ihre Hefte, schrieb Kirchennoten ab und half bei den Begräbnissen und auf dem Chore. Er wohnte im Schulhause und hatte Kost beim Kantor. War dieser ein einsichtsvoller Mann, so ging es dem Schulgehilfen ganz erträglich; war das nicht der Fall, dann gab es Zwist und Verdruß, am meisten wegen des Nebeneinkommens aus den kirchlichen Funktionen, von dem der Kantor dem Schulgehilfen seinen festgesetzten Anteil zu geben hatte, gewöhnlich die Hälfte.

Manche Lehrer waren ehemalige Studenten, die ihr Ziel nicht erreicht hatten, andere waren verabschiedete Soldaten, gewöhnlich Korporale oder Feldwebel, welche in den Regimentschulen etwas mehr gelernt hatten, besonders Rechnen und Schreiben und das Abfassen von Amtsschriften. Eine eigene Vorbildung für die Lehrer gab es nicht. Eine solche wurde erst von Maria Theresia eingeführt, indem sie verordnete, daß die Lehrer in dreimonatlichen Kursen an den Hauptschulen heranzubilden seien. Unter ihr und ihrem Sohne Josef II. wurde den Lehrern der Betrieb von Gasthäusern und das Aufspielen bei Hochzeiten und Tanzmusiken unterlagt und ihnen durch eingehende Instruktionen ihr Verhalten vorgeschrieben. Diese Instruktion für Auischa ist dem Wortlaute nach leider derzeit nicht auffindbar, aus anderen Notizen über die alte Schule in Auischa aber ist herauszufinden, was sie enthielt:

Der Lehrer soll ein gottesfürchtig Leben führen, die Jugend zur Gottesfurcht erziehen und die Kinder mit allem Fleiß im Katechismus, den guten Künsten und Sitten unterweisen.

Er wird schuldig sein, sich nach dem Herrn Pfarrer zu halten, fleißig zur Kirche zu gehen und der Schulmeister³⁾ dem Kantor helfen zu singen und das Chor zu besorgen.

Er wird das Läuten und den Geiger⁴⁾ bestellen und versorgen, des Abends Feierabend läuten und mit dem Herrn Pfarrer zu den Kranken gehen.⁵⁾

Er wird dem Ehrenwerten Rat schreiben, was zu schreiben ist.⁶⁾

Er wird ohne Wissen des Herrn Pfarrers und des Herrn Bürgermeisters nicht über Land reisen.

Er wird, wenn er vermeint, sich zu verbessern, ein Viertel Jahr vorher den Dienst aufzugeben, was ihm der Ehrenwerte Rat auch verspricht und ihm (verspricht), ein Testimonium⁷⁾ anzustellen.

Als Entlohnung erhält er: von der Stadt vier Schock Groschen jährlich, soviel wie der Stadtschreiber oder Torwächter; von der Kirche⁸⁾ jährlich 20 Gulden; jeden Samstag von den Kindern den Schulkreuzer;⁹⁾ sechsmal jährlich die Kolleda,¹⁰⁾ dazu Wohnung und Beheizung in der Schule. Als Nebenverdienst hatte er den Chordienst mit Laufen, Hochzeiten und Begräbnissen.

Der zweite Lehrer, Schulgehilfe, hatte kein gesetzlich bestimmtes Einkommen; er erhielt vom Kantor die Kost, hatte ein Zimmerchen in der Schule, zumest unheizbar, und half beim Chordienste, wofür er gewöhnlich die Hälfte der Einnahmen bekam. Durch die Schulordnung Maria Theresias wurde ihm ein fester Gehalt von jährlich 180 Gulden bestimmt, das waren monatlich 15 Gulden, von denen ihm der Kantor für die Kost gewöhnlich 12 bis 14 Gulden abzog, sodass man allgemein sagte, der Schulgehilfe habe monatlich „einen Gulden“. Altersversorgung, Pension, gab es noch nicht.

Die Schulen waren Trivialschulen, Hauptschulen und Normalschulen. Die kleineren Orte hatten Trivialschulen, in Pfarrorten Pfarrschulen geheißen, welche außer Religion das Latein¹¹⁾ Lesen, Schreiben und Rechnen lehrten. Hauptschulen waren in größeren Orten, hatten drei Klassen, einen Direktor, welcher gewöhnlich ein Geistlicher war, und zwei oder drei weltliche Lehrer. Die Prager Hauptschule war Mutter-¹²⁾schule für das ganze Land und hieß Normal-¹³⁾schule.

In Auscha befand sich, wie eingangs schon gesagt wurde, das Schulhaus von den ältesten bekannten Zeiten an bis 1741 neben dem ehemaligen deutschen Torturme mit nur einem größeren Lehrzimmer. Dieses Haus wurde 1741 verkauft und es wurden bis 1785 zwei Zimmer im ehemaligen Gemeindehause, welches an der Stelle der heutigen Apotheke stand, als Schulzimmer benützt. Von 1785 bis 1893 wurde das ehemalige Bürgerhaus gegenüber, welches heute als Sparkassengebäude dient, als Schulhaus für die Volksschule benützt.¹⁴⁾

Zur Zeit Maria Theresias hatten außer Auscha nur folgende Orte der näheren Umgebung Schulen: Lewin, Liebeschitz, Strakonitz, Bleiswedel, Graber und Konoged. Altheim, Lucka und Neuland waren nach Auscha eingeschult. Alt-¹⁵⁾Thein erhielt seine Schule 1801, Lucka im Anfang des 19. Jahrhunderts, Neuland 1820, doch war das noch eine Wanderschule von Haus zu Haus, der Lehrer wohnte in Freidorf. Erst 1846 wurde das Schulhaus gebaut. Lewin hatte schon

im 17. Jahrhunderte eine Winkelschule und erhielt seine eigene Schule im 18. Jahrhunderte. Nach Lewin gingen auch die Kinder aus Haber, welches Dorf 1787 eine Filialschule¹⁶⁾ erhielt, welche 1864 selbständig wurde. Liebeschitz hatte eine Schule, welche schon 1622 erwähnt wird. In die Schule nach Strakonitz, welche 1698 gegründet worden sein dürfte, gingen die Kinder von Teischendorf, das erst Ende des 18. Jahrhunderts seine eigene Schule erhielt. Die Schule in Bleiswedel wird 1601, die in Graber schon 1512, die in Konoged zu Anfang des 17. Jahrhunderts erwähnt. Die Zahlen sind nicht ganz sicher.

Für Auscha können die Namen der Lehrer dank der vielfachen auf uns gekommenen alten Urkunden zurück verfolgt werden bis zum Jahre 1576. Bis etwa 1630 wurde der Unterricht in beiden Landessprachen erteilt, von 1630 an war die Unterrichtssprache die deutsche. Die Lehrer waren:

- 1576: Rektor Florian. Die Familiennamen waren noch nicht fest eingebürgert.
 1583: Rektor Paul Wlstein. Legte das Amt später nieder, wurde Bürger, Ratsherr und sogar Bürgermeister.
 1596: Rektor Bernhard.
 1612: Rektor Johann Nigrin. Kam aus Jungbunzlau.
 1636: Rektor Mathes Schebestian mit Martin Mitts als zweiten Lehrer.
 1647: Rektor Johann Kerchner. Der Titel Rektor verschwand, für ihn wurde der Titel Kantor allgemein, für den zweiten Lehrer Schulmeister.
 1664: Rektor Martin Andreas Mitts, zweiter Lehrer Johann Georg Kraus.
 1682: Johann Georg Kraus.
 1703: Kantor Simon Reichelt, zweiter Lehrer Johann Georg Majer, welcher ein sehr schönes Verwendungszugnis erhielt.
 1708: Kantor Johann Wenzel Weber, zweiter Lehrer Anton Ruff.
 1724: Kantor Anton Ruff, zweiter Lehrer Ignaz Weber. Ruff mußte wegen nicht einwandfreien Dienstes niederlegen und wurde Torwächter.
 1727: Kantor Ignaz Weber, zweiter Lehrer Franz Anton.
 1742: Kantor Wenzel Flodermann, zweiter Lehrer Franz Anton.
 1755: Kantor Franz Anton, zweiter Lehrer August Fischer.
 1764: Kantor August Fischer, zweiter Lehrer Jakob Wunder. Fischer war ein sehr tüchtiger Lehrer. Besuchte den Normal-¹⁷⁾schulkurs in Prag.
 1784: Kantor Jakob Wunder, zweiter Lehrer Franz Josef Laube. Wunder erwarb ein Haus in dem neu gegründeten Freidorf on der Stelle der heutigen Wiesenmühle.

- 1794: Kantor Franz Josef Laube, Schulgehilfen¹⁾ Kromer, Höhnel, Bardel.
- 1830: Kantor Anton Kromer, Schulgehilfen nach und nach: Franz Bradatsch, Wenzel Jarich, Franz Laube, Josef Bradatsch. Kromer war ein guter Kirchenmusiker, Komponist einiger Messen.
- 1842: Kantor Karl Delschlegel. Schulgehilfen nach und nach: Flögel, Tschakerl, Minnich, Pawlik. Infolge des Reichsvolksschulgesetzes vom Jahre 1869 wurde eine neue Schulorganisation eingeführt. Delschlegel wurde Oberlehrer und erhielt später den Titel Direktor. Der Titel Schulgehilfe wurde abgeschafft, dafür wurden die Titel Unterlehrer und Lehrer eingeführt. Lehrer wurde Franz Halm, Unterlehrer Wenzel Girschick und Hermann Hoppe. Mit dem Tode Delschlegels am 18. Juli 1880 war der letzte Veteran der alten Schule, der Zeit des „Schulmeister“, hinübergegangen in die Ewigkeit. Alle Änderungen der Schule in Aulcha, welche durch das Reichsvolksschulgesetz und besonders durch die Errichtung der Bürgerschule entstanden sind, anzuführen, würde zu weit gehen und lag nicht in der Absicht des Verfassers.

Josef Jarichel.

Abend- und Morgenrot.

Der Wasserdunst läßt die Lichtwellen ungedrohen und ungehindert hindurch; er ist daher unsichtbar. Stark verdichtet verliert er jedoch diese Eigenschaft und vermag nur noch das rote und gelbe Licht hindurchzulassen bezw. zurückzuwerfen, während er die anderen Farben des Spektrums aufsaugt. In Wasserbläschen (Nebel und Wolken) geworden, wird der Wasserdunst grau und in größeren Massen undurchsichtig. Dies kann man auch beobachten, wenn man über das Dampfventil einer Lokomotive, aus welchem

¹⁾ Rektor, Direktor = Vetter. — ²⁾ Kantor = Sänger. Kantorus = Gesang.

³⁾ Schulgehilfe. — ⁴⁾ Seiger = Seeger, volkstümlich = Uhr. — ⁵⁾ Die Kirche hatte aber in Aulcha für die eigentliche Bedienung des Geistlichen immer einen eigenen „Kirchendiener“, für die Uhr einen „Uhrenanzieher“, welcher letzterer jährlich zehn Gulden erhielt. — ⁶⁾ Die städtischen Schreibgeschäfte besorgte der Stadtschreiber. — ⁷⁾ Verwendungsergebnis.

⁸⁾ Vom Patronate Viebeschitz. — ⁹⁾ Daher war Samstag gewöhnlich schlechter Schulbesuch. Bei etwa 120 Kindern gab das jährlich etwa 80 Gulden. ¹⁰⁾ Kolleda, lat. Kollektia, eine Sammlung von Haus zu Haus, die später mit 40 Gulden jährlich abgelöst wurde. — ¹¹⁾ Trivium heißt eigentlich Dreiweg; hier 3 Gegenstände. — ¹²⁾ Lateinisch norma = Muster, Vorschrift.

¹³⁾ 1898 überfiedelten Volks- und Bürgerschule in das schöne, neue Schulgebäude in der deutschen Vorstadt. — ¹⁴⁾ Abhängige Tochterchule. — ¹⁵⁾ Der neue Titel nach der Schulordnung 1774.

Dampf strömt, nach der Sonne schaut. Gleich oberhalb der Mündung des Ventils erscheint der Dampfstrahl vollkommen durchsichtig und farblos etwas höher rötlich und gelblich um dann in grauen und undurchsichtigen Nebel überzugehen.

Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch im großen in freier Natur in den Morgen- und Abendstunden. Der Erdboden, das Gewässer und die Luft — letztere in viel kürzerer Zeit als erstere — kühlen sich nach Sonnenuntergang ab. Die während des Tages in der Luft angesammelten Wasserdünste verwandeln sich zufolge dessen in Wasserbläschen und werfen während der Übergangsstufe aus der Dunst- in die Nebelform nur das orangefarbene und rote Licht zurück. Ist die ganze Atmosphäre von Wasserdünsten erfüllt und müssen infolgedessen die Lichtstrahlen einen langen Weg durch welche nehmen, so erscheint ein prachtvolles Abendrot. Ähnlicherweise läßt sich auch das Morgenrot erklären, nur daß sich bei demselben die Wasserdünste höchst selten in Nebelbläschen, sondern meistens durch das Steigen der Temperatur der Nebel in Wasserdunst umwandeln. Die Nebel, die während der Nacht über dem Erdboden und den Gewässern lagerten, treibt die aufsteigende Sonne in höhere Luftschichten. Sie werden daselbst zum Teil in unsichtbaren Wasserdunst aufgelöst. Bei dieser Umwandlung werden ebenfalls nur die gelben und roten Lichtstrahlen zurückgeworfen. Je nachdem nun die Luft mit mehr oder weniger Wasserdunst gesättigt ist, wird ein mehr oder weniger prachtvolles Morgenrot wahrgenommen werden können. Durchlaufen die Sonnenstrahlen frühmorgens auf ihrem Wege durch die Atmosphäre nur leichte Dunstschichten, oder haben sich bei Sonnenuntergang in der Luftkugel der Erde die Wasserdünste bereits in Nebel und Wolken verwandelt, so ist das Morgen- sowie auch das Abendrot weniger lebhaft als in ersteren Fällen und anstatt rot nur mattgelb gefärbt.

Prachtvolles Morgenrot und mattes Abendrot gilt als Vorzeichen von bald eintretendem Regen (Morgenrot, abends Rot), da durch die aufsteigenden Wasserdünste die in höheren Luftschichten befindlichen verdichtet werden und Wolken bilden.

Mattes Morgenrot und schönes Abendrot sind Anzeichen von anhaltender oder eintretender schöner Witterung, da Nebel und Wolken sich in Wasserdunst auflösen.

Abend- und Morgenrot sind gute Wetterpropheten für 12 bezw. 24 Stunden und werden als solche von vielen Landwirten hoch geschätzt. Wohl spielen die verschiedenen Schattierungen des Gelb und Rot, sowie die Jahreszeiten dabei eine große Rolle, aber der Landwirt hat als Frühaufsteher und Spätaufsetzgeber, sowie durch seine Arbeiten in Freier Belegenheit, sich in dieser Richtung Erfahrungen zu sammeln.

Vetter.

Vergessene Knabenspiele aus Ansbach.

In Gesellschaft meines um drei Jahre älteren Bruders und dessen gleichaltrigen Kameraden spielten wir folgende Spiele; nach dem Jahre 1877 sah ich die Spiele nicht mehr, weil die größeren Jungen bereits Handwerke erlernten.

1. Richter, Kläger, Unschuld, Dieb. Es spielten gewöhnlich vier Knaben. In ein größeres Taschentuch wurde ein dicker Knoten gemacht, das war der Plumpsack; statt dessen benutzte man auch ein Lineal oder einen Stock. Dann machte man vier gleich große Zettel, schrieb auf den ersten das Wort Richter, auf den zweiten Kläger, auf den dritten Unschuld, auf den vierten Dieb. Diese Zettel wurden gleichmäßig zusammengefaltet, daß nichts zu erkennen war, in eine Mütze gegeben und darin durcheinander geschüttelt. Dann nahm einer nach dem andern einen Zettel heraus, las, ohne den Mitspielern etwas zu verraten und war das, was auf seinem Zettel stand. Zuerst legte der Richter den offenen Zettel, als Beuglaubigung für alle sichtbar, auf den Tisch und setzte sich. Unschuld und Dieb hielten ihre Zettel fest in der Faust verschlossen und verrieten nichts. Jetzt legte der Kläger seinen offenen Zettel auf den Tisch dazu, trat vor den Richter und klagte, z. B. ein Dieb hat mir die Uhr oder eine Gans, oder die Ziege, den Mantel, Wäsche vom Bleichplan, Holz, Geld usw. gestohlen. Der Richter fragte mit erster Miene: „Was für eine Strafe soll der Dieb erhalten?“ Kläger: „Zehn gelinde!“ Richter: „Wer ist der Dieb?“ Die Beantwortung der beiden Fragen war für den Kläger schwer, er wandte sich daher um und musterte Unschuld und Dieb, konnte aber aus deren Mienen nichts erkennen, da entweder beide sich ängstlich oder auch schuldlos stellten, oder der Dieb stellte sich unschuldig, der andere verzagt oder war's auch umgekehrt. Das Heikle dabei war, daß der Kläger die Strafe, die er dem Dieb zugeadacht, selbst erhielt, falls er die Unschuld beschuldigte. Er konnte also nur raten, zeigte auf einen und sprach: „Das ist der Dieb!“ Der Benannte zeigte seinen Zettel, stand Dieb darauf, nahm der Unschuldige den Plumpsack und gab dem Dieb auf die vorgestreckte Handfläche zehn schwache (gelinde) Schläge. Andere Strafen waren: drei geladene (wurde stark geschlagen); zwei scharf geladene (noch kräftigere Hiebe), acht feurige mit Pardon (da stand es dem Richter während der Strafvollziehung, etwa nach dem zweiten oder fünften oder sechsten Schläge, also nach Belieben, frei, „Pardon!“ zu rufen, worauf nicht weiter geschlagen werden durfte. Die schärfste Strafe waren feurige Schläge ohne Pardon, die sehr kräftig ausgeführt wurden.

Jeder Kläger konnte Art der Strafe und Zahl der Schläge bestimmen und hätte am liebsten recht scharfe Strafe diktiert, mußte sich aber hüten, den Schuldlosen als Dieb zu bezeichnen. Z. B.: Der Dieb stahl mir die Geldtasche mit 1000 fl. — Strafe? — „Zwölf Feurige ohne Pardon!“ Die wurden ihm jetzt zur größten Freude der andern lüchlig zugemessen und drei lachten herzlich. Und die ausführende Unschuld sagte oft dabei: „Wie du mir, so ich dir! Warum hast du mich Dieb genannt!“ Keiner durfte sich der Strafe entziehen, das war harte Spielregel. — Die Zettel wurden wieder zusammengelegt, ein neues Spiel folgte.

2. Kaiser, Koppbohn, Dieb. „Koppbohn“ bezeichnet einen Hahn, der die Hennen beim Kopfe (Schopfe) packt, „koppt“ (trifft, belegt), hier beim Spiel den den Plumpsack haltenden Mitspieler. Es wurde ein zylindrisches Holzstück mit brauner Rinde, etwa 1 Zoll oder 4 bis 6 cm lang, der Länge nach genau gespalten, jeder Spieler schüttelte die Halbzylinder wie Würfel in den beiden kapselartig aufeinander gelegten Hohlhänden und warf sie auf den Tisch. Lagen die „Pflöckl“ mit den beiden Spaltflächen (weiß) nach oben, war man Kaiser; zeigten sich die beiden Rindenseiten, rief man: „Koppbohn!“ Er nahm den Plumpsack. Warf einer die Pflöckl so, daß das eine weiß, das andre braun lag, der war der Dieb und bekam sofort vom Koppbohn einen Schlag mit dem Plumpsack. Es ist mir nur noch erinnerlich, daß fortwährend geworfen wurde, wodurch immer wieder die Würden wechselten und der Plumpsack oft von einem zum andern wanderte. Warf einer z. B. Koppbohn, so wurde der frühere seiner Stelle verlustig und mußte sofort werfen, man rief dabei: „Abgelehrt (oder abgelehrt) Koppbohn lust (loft, muß, wirft)!“ Wer Kaiser warf, dem hielt der Koppbohn den Plumpsack zum Ergreifen hin. Oft griff der Bestreffende in Gedanken danach und packte ihn, oft besann er sich und zog im letzten Augenblick die Hand zurück. Da wurde gelacht, denn der Kaiser durfte niemals den Plumpsack nehmen, ja nicht einmal nur berühren, sonst war er seiner Würde sofort verlustig und mußte wieder werfen. Somit war es am besten, wenn der Kaiser standesgemäß und vorsichtig zugleich seine Hände sogleich auf den Rücken legte. R. Ld.

Musiksteuer.

Zur Hebung des Stadteinkommens führte man am 6. Feber 1761 eine Besteuerung der Tanz- und Hochzeitsmusik ein. „Daß künftig die Musik habenden Parteien jederzeit, bevor das Musikal-Import-Billett mit Erlegung zehn kr. löst, widrigenfalls durch den Gerichtsdiener die Instrumente abgenommen werden“.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde

des Leitmeriter Gaus

Beilage zur Leitmeriter Zeitung

Nr. 10.

1. Oktober 1938

19. Jahrg.

Die Entwicklungsgeschichte des böhmischen Mittelgebirges.

Von Richard Strohschneider.

Etliche Jahre vor dem Kriege wurden in Leitmeritz über Veranlassung der Verwaltung des jüngeren Bräuhäuses zwei sehr ausschlufreiche Tiefenbohrungen vorgenommen. Der Bohrer drang zuerst durch Lehm, dann durch Kreidekalk und stieß zuletzt überraschenderweise auf permische Schichten. (Ablagerungen der Trias- und Juraformationen fehlten vollständig). Durch diese bemerkenswerten Bohrungen wurde der unumstößliche Beweis erbracht, daß unsere Gegend durch Trias- und Jurazeit, festes Land war.

Zur Permzeit bildete Böhmen mit angrenzenden Teilen von Süddeutschland noch gewissermaßen fast ausschließlich eine große einsame Insel im Perm-Meere. Das Erzgebirge, zur Steinkohlenzeit noch ein gewaltiges Hochgebirge von Alpenhöhe, war damals durch die Arbeit des fließenden Wassers bereits bis auf seinen Grundsockel aus Granit und Gneis abgetragen. Die Wälder der Steinkohlenzeit waren längst verschwunden, das Klima hatte sich wesentlich verschlechtert. In dieser ruffelhaften, geologisch noch sehr wenig geklärten Zeit wiesen viele Gebirge unserer Erde ausgedehnte Vergletscherungen auf. (Perm-Eiszeit). Böhmen war damals zum größten Teil Wüstenland. Roter Sand bedeckte den Boden. In den Süßwasserseen setzte sich roter und weißer Lehm ab. Schuppenbäume wuchsen in den ungeheueren Sümpfen, Zapfenpalmen, Schachtelhalme und Baumfarne. Feuer-speitende Berge stießen Rauch und Dampf aus, Porphylava quoll aus den Kraterschlünden. Ablagerungen aus jener uralten Zeit finden wir heute noch im Wopparter Tal unterhalb der „Neumühle“, und zw. roten Wüsten sandstein (das „Rot-Liegende“) außerdem bunten, permischen Süßwasserton, bei Klein-Tschernosek, im Steinbruch des Herrn Hermann Mader, einen Ton, der übrigens die ältesten Pflanzenreste in unserer Gegend enthält, nämlich verkohlte und verkieselte Stämme von Vurokarien (Schuppenfarne). Von den damaligen Vulkanausbrüchen aber legen die roten

Porphyre bei Tschernosek und am Fuße des Erzgebirges reichlich Zeugenschaft ab.

Auf die Permzeit folgte die Trias- und Juraperiode. Das Klima wurde wieder tropisch. Die ersten Nadelbäume grüntten auf dem böhmischen Festlande, Blütenpflanzen traten auf. — Freilich gab es noch immer weite Wüstenstrecken. Große Reptilien bewohnten das Land, der Urvogel Archeopteryx flog über Sümpfe und Seen, Falter und Riesensabeln flatterten durch die Luft. Aber schon zu Anfang der Kreidezeit brandete das Meer bedrohlich an die nördlichen Gestade der böhmischen Insel. Mächtige Sanddünen wurden abgelagert, aus denen sich später der Quader sandstein der sächsisch-böhmischen Schweiz bildete. Gegen die Mitte der Kreidezeit fing das Erzgebirge an zu sinken. Donnernd und brausend brach das Kreidemeer von Norden herein und überflutete das ganze nördliche und nordöstliche Böhmen. In unserer Gegend dürfte nur der Maschwißer Berg, südlich von Habstein, über den endlosen Wasserpiegel emporgeragt haben. Millionen Jahre lag das nördliche Böhmen unter Wasser. Damals, als das Kreidemeer hereinbrach, lagerte es zunächst Geröll und Rundblöcke ab, die wir noch heute, unmittelbar auf dem Gneis liegend, bei Jungferndorf und Nollendorf sowie auf dem Mülleschauer Galgenberge, dergleichen auf der Dobrua und auf dem Hradek finden. Später setzte sich auf dem Meeresgrunde Ton und Kalkschlamm ab. Diese Ablagerungen finden wir, verhärtet, als mächtige Kalk- und Tonmergelschichten, überall in der Leitmeriter Gegend, um den Lobosch, bei Tschernosek, Kamark und Libochowan. Die letzte Meeresablagerung war ein feiner, weißer Sand, den wir heute als mürben Sandstein bei Skalitz, sowie bei Auffig (Elbestraße), bei Oberfedlitz, Mörkau, Wannow, Sebusen usw. finden. Am schönsten trifft man ihn wohl bei Salesel an, hier blendendweiß und kaolinhaltig, teils (am Niederndorferweg), rötlich, gelblich oder grünlich verfärbt. Ablagerungen von Schreibkreide, (Damen), kommen dagegen in unserer Gegend nicht vor. Es bleibt das Verdienst des geologisch geschulten Fachlehrers Karl Prinz in Leitschen, die jüngsten Sandsteinablagerungen zuerst als der Kreidezeit (Emscher) ange-

hörig erkannt zu haben. Im Kalk, Sandstein und in den Tonmergeln finden sich zahlreiche Verfestigungen, teils Muscheln, teils See-Igel und Fische. Da ein Teil der Pflastersteine von Muscheln noch immer aus Sandsteinplatten besteht, so sieht man darauf, namentlich nach einem Regen, die Abdrücke zahlreicher Meerestiere. In einem Kalksteinbruch bei Turn-Lepitz wurde sogar ein Ichthyosaurus gefunden. Zu Ende der Kreidezeit hoben sich weite Gebietssteile Mitteleuropas wieder aus dem Meere, mit ihnen unsere Gegend. Freilich bildete unsere Heimat damals nur ein leichtgewelltes Hügelland ohne höhere Berge. Die Pflanzenwelt nahm von dem neuen Land Besitz. Wälder bedeckten die Hügel. Es blühte der Tulpenbaum und die Magnolie, es grünte die Stenide, die Sumpfpflanze, Pappel und Weißdorn, es gedieh die Sagopalme, der Brodfruchtbaum, Mandel, Kirsche und vieles andere. In der auf die Kreideperiode folgenden Tertiarzeit erfolgte, im sogenannten Ober-Oligozän, die Aufrichtung der Alpen. Jene gewaltigen Pressungen von Süden her blieben nicht ohne Einfluß auf das übrige Mitteleuropa, namentlich auch auf unsere Gegend. Unterirdische Kräfte hoben die Erdkruste, der Boden begann zu wanken, die Kreideplatte zerbrach: Aus den Spalten und Rissen aber drang, emporgeschleudert durch hochgespannte heiße Wasserdämpfe von großer Explosionskraft, allabend rot die Lava hervor. Durch ungezählte Jahre kam das Land nicht mehr zur Ruhe, die Feuerberge glühten, unter heftigen Erdbeben erfolgten immer wieder neue Vulkanausbrüche. Die Basaltlava quoll auf wie eine Springflut, sie erstarrte in spitzen Kegeln, oder stieß in mächtigen Decken über das Land. Dagegen hob die Almagsteinlava meist nur die Gesteinsschichten, ohne an die Oberfläche zu dringen. Sind ja nach Prof. Dr. Hibsch überhaupt die meisten vulkanischen Erstarrungsgesteine in der Tiefe stecken geblieben. Manche Kreideschichten erhielten sich in ihrer ursprünglichen waagrechten Lage, die meisten Gesteinsplatten wurden jedoch gehoben, andere sanken in die Tiefe. Ein schönes Beispiel solcher Senkungen zeigen unsere Elbeberge. Unterhalb der weißen Wände zum Beispiel reicht der jüngste weiße Kreidesandstein (Emscher) bis zu einer Höhe von 280 Metern, unterhalb der Humboldthöhe nur bis 220 Meter, unter der Ferdinandshöhe dagegen ist die ganze Sandsteinplatte bereits unter die Elbstraße, beziehungsweise unter den Elbespiegel hinabgesunken. Die Elbeberge fallen somit von der Grafenhöhe an gegen Aufsig zu wie eine Treppe ab. Das rechte Elbeufer wurde von dieser Senkung nicht betroffen.

Unser heutiges Mittelgebirge ist aufgebaut aus verschiedenen vulkanischen Gesteinen. Basalt, Almagstein, Trachit, Tephrit, Sodalith, Monchianit — es gibt kaum zwei Berge, die in ihrer Gesteinsbildung vollkommen übereinstimmen. In

Goethes Zeit wurde der Basalt noch für ein Abfallgestein des Meeres gehalten. — Goethe selbst, obwohl überzeugter Neptunist, erkannte jedoch bereits die vulkanische Natur, gab aber immerhin die Möglichkeit zu, daß die Vulkanausbrüche auf zufällig in Brand geratene Kohlenflöße zurückzuführen sein könnten. Basalt ist ein schwarzes Gestein, reich an Magneteisen. Jeder Basaltstein ist magnetisch und lenkt daher die Magnetnadel ab. Erstarrt basaltische Lava bei schwacher Gasentwicklung ohne Druck, so bilden sich schöne Säulen, erstarrt sie langsam, bei starker Dampfentwicklung, so wird der Basalt dunkelglänzend und schlackig porös. Solcher Basalt findet sich besonders häufig in den Elbebergen (Ständenspitze). Den eigentlichen Vulkanausbrüchen gingen immer ungeheuerer Aschenregen mit prasselnd niederfallenden Steinbomben voraus, die unter feurig rotglühenden Rauchwolken mit dumpf donnerndem Getöse ausströmende dickflüssige Basaltlava erstarrte dann über den vulkanischen Aschenlagen. Später wurden diese lockeren Schichten teils durch das Sickerwasser, teils durch den Druck der darüber lastenden Basaltdecken gefestigt. — Wir nennen solche hart gewordene Aschenschichten Luffe. Sie enthalten zahlreiche kugelig-schalige Basaltblöcke (Bomben). Wir finden solche Luffe überall im Gebirge, z. B. am Juliussteig bei Koyeditz, Seesitz bei Salese, am Niederdorfermen usw. Auf solchen Aschenschichten liegt das Dorf Waulen. Besonders schöne Luffe sind im Berggrund durch den Bach angeschwemmt worden. Sie zerfallen in Platten. Links, neben dem Wasserfalle, finden sich im Luff massenhaft Abdrücke von Lorbeer- und Zimmbaumblättern aus dem Oberoligozän. Da Vulkanausbrüche meist von Wolkenbrüchen begleitet waren, bildeten sich Lämpel und kleine Seen. Ging der Aschenregen nun ins Wasser, so entstand ein tiefbrauner und rostroter Schlamm. Solche später erhärtete Schlammsschichten bezeichnet der Geologe als Luffite. Sie finden sich besonders schön und von auffallend grellroter Farbe am Juliussteig, dergleichen über dem Kaolinbruch bei Salese, auf dem Wege nach Morawan usw. Zuweilen wucherte in dem verjüngenden Wasser eine üppige Pflanzenwelt, es bildeten sich Moore und Torflager. Nicht selten geschah es, daß diese Sümpfe neuerdings von Aschenregen vollständig verschüttet wurden. — Dann erhärtete der Torf zu Pechglanzkohle. — Südlich von Binowe bei Salese liegen dreizehn Kohlenflöße von Halbmeterdicke im Luffit und Luff übereinander. Bei Proboscht sieben Flöße. Das ist ein Beweis von den nach längeren Ruhepausen immer wieder von neuem erfolgten zahlreichen Vulkanausbrüchen. Nicht selten findet man im Luff schmale, kaum handbreite, fettig tonige Zwischenschichten, sogenannte Diatomeenschiefer. Sie wurden von Kieselalgen (Diatomeen) gebildet.

Diese Schiefer enthalten Abdrücke von Tieren und Pflanzen, so z. B. von Termiten bei Rundratih, im Jesuitengraben, desgleichen Blätter von Myoten, Mimosen, Feigen, Weiden und Linden. Fundstätten sind Mentau, Schalkh und Brand. Die glühend hervorbrechende Basaltlava vergraste übrigens zuweilen das angrenzende Kreidegestein zu Quarzit (Kontaktmetamorphose). Als außerordentliche Merkwürdigkeit zeigt zum Beispiel der weiße Kreidefandstein (Emscher) von Rübendörfel prächtige kleine Sandsteinfäulchen, die sich beim Erkalten der durch die emporbrechende Basaltlava stark erhitzten Schichtenzone gebildet haben.

Eigentliche Kraterbildungen sind in unserer Gegend nicht mehr deutlich nachzuweisen. Eine Ausnahme bildet der Schafberg bei Lürmich. Seine Abhänge mit ihren wechselnden Lagen von Basaltlava und Mischschichten, in die unzählige Bomben eingebettet sind, dürften wohl die Reste eines Kraterandes darstellen.

(Schluß folgt.)

Ein Streit zwischen der Lobositzer und der Leitmeritzer Steinmeh- und Maurerzunft.

Am 3. April 1727 beschwert sich der Lobositzer Amtsdirektor Johann Stöhr beim Magistrat der Stadt Leitmeritz, daß in Lobositz zünftige Steinmeh- und Maurergesellen von den Leitmeritzer Steinmeh- und Maurermeistern nicht in Arbeit genommen und daß die Lobositzer Zunft von der Leitmeritzer Zunft diszipliniert wurde, als ob die Lobositzer Handwerksleute gar nichts gelten und untüchtig seien. Die Leitmeritzer hätten die Lobositzer an der Arbeit gehindert und hätten ihnen Lehrbriefe zurückgestellt, und zwar deshalb, weil die Leitmeritzer die Lobositzer Zunftartikel für untüchtig ansehen.

Lobositz schreibt Direktor Stöhr, sei schon anno 1600, also vor mehr als ein ganzes Saeculum zur Stadt worden und habe auch unter anderen Begnadigungen und Freiheiten die Befugnis erhalten, daß sich daselbst Handwerker und Handelsteute anständig machen und ihr Handwerk treiben können. Demgemäß wurden auch in Lobositz verschiedene Zunft- und Handwerkerinnungen errichtet und die von denselben ausgestellten Lehrbriefe auch für richtig befunden und die Gesellen gleich anderen in Arbeit befördert. Es wurde bis jetzt kein Fleischhacker oder Schuhmacher, Zimmermann, Schneider, Büchsenmacher, Bäcker oder Müller, der in Lobositz gelernt hatte, weder in Leitmeritz noch an anderen Orten behindert, alle haben diese Artikel von ihrer Obrigkeit erhalten, ohne sie in Leitmeritz oder einer anderen Stadt produziert zu haben. Das Anfinnen, daß die Lobositzer Steinmeh- und Maurerartikel den Leitmeritzer Handwerksgeossen zu produzieren wären und die unverantwortliche Diffamation, daß das Lobositzer Steinmehhandwerk für untüchtig erklärt werde, berührt die

obrigkeitliche Autorität und die hochfürstliche Obrigkeit, welche 1712 diese Statuten erlassen hat, sehr empfindlich. Der Herrschaftsdirektor bittet den Leitmeritzer Magistrat, den eingemessenen Unfug abzustellen.

Daß das Schreiben des Herrschaftsdirektors vom 3. April 1727 an den Leitmeritzer Magistrat, wenigstens im Anfang von nicht viel Erfolg begleitet war, ist aus einem deutschgeschriebenen Briefe sämtlicher Steinmehner von Raudnitz mit dem Datum 4. November 1727 zu ersehen. Es heißt in demselben, daß der Steinmehrgeselle Jakob Kraus, welcher in dem Lobositzer Handwerk gelernt, nach Raudnitz gekommen und dort 14 Tage gearbeitet. Nachdem es aber hundert worden, daß das Lobositzer Handwerk der Maurer und der Steinmehner nicht vor gut erkannt, auch die dortigen gelernt haben, nicht gefördert worden.

Auch Georg Edelmann von der Tschischkowitzher Herrschaft, der das Maurerhandwerk in Lobositz gelernt hat, konnte in Raudnitz, nachdem er 14 Tage daselbst, nicht gefördert werden.

Über die Ursache, daß das Lobositzer Steinmeh- und Maurerhandwerk für „untüchtig“ gehalten wurde, ist in den Protokollen der Leitmeritzer Zunft nichts vorfindlich.

Aus alten Sterbematrizen.

Nachfolgende Daten, welche gekürzt wiedergegeben werden, stammen aus den Matrizenbüchern der heutigen Pfarrei Lihochowan. Die Eintragungen der ältesten Sterbematrizen erfolgten abwechselnd eine Zeitspanne hindurch in deutscher, dann wieder in lateinischer Sprache. Der angegebene Tag bezieht sich eigentlich nicht auf das erfolgte Hinscheiden, sondern auf das Begräbnis. Die in Klammer gesetzte Jahreszahl bezeichnet das wahrscheinlichste (errechnete) Geburtsjahr. Bei den ältesten Eintragungen sind die Angaben oft recht undeutlich und auch unvollständig; oft fehlt sogar die Ortsangabe.

Michelsberg. Dieser Ort wird anfangs immer als Torculari S: Michaelis Monte (torculari = Weinpresse) bezeichnet; auch die Bezeichnung Torculari... Comit. de Lun, auch Talschner Prefs genannt (nach den Talschner Grafen v. Thun-Hohenstein) dürfte sich auf einen Teil des heutigen Dorfes Michelsberg beziehen, wie aus den gleichen Nomen der Einwohner hervorgeht.

1688	11. 3.	Georg Fentler, 18 Jahre (1670).
1692	21. (?)	Wenzel, Sohn des Mikolans Torant, 8 Wochen alt.
1694	28. 3.	Maria, des Friedrich Bohre Eheweib.
	24. 4.	Dorothea, des Andreas Ruchen Eheweib.
	26. 8.	Eva Poffin.
1695	22. 6.	Matheas Dreidell.
1696	9. 1.	Dorothea, Kind des Hans Georg ...
	30. 10.	Maria, des Jakob Schweiber Ehefrau, 87 Jahre.
	19. 10.	Matheus, Sohn des Johann Georg Pfau, 3 Jahre.

- 1697 26. 8. Catharina, des Matthens Kolben Ehefrau.
- 1698 20. 5. Martin Dengler, 70 Jahre (1627).
- 1699 10. 7. Wenzel, des Martin Förster Sohn, 1 Jahr.
- 1699 10. 7. Anna Maria, des Paul Pfauen Töchterlein (9 Tage).
- 1700 20. 7. Georg Schweiber, 96 Jahre (1603).
- 1700 15. 8. Maria, des Matthias Kolben Söhnlein, 5 Wochen.
- 1701 4. 8. Christophorus, des Matthias Kolben Söhnlein, 5 Wochen alt.
- 1702 3. 6. Christoph Böhln, 68 Jahre (1634).
- 1702 18. 7. Johannes, Wenzel Schusters Söhnlein, 1 1/4 Jahr.
- 1702 27. 7. Salome, des Matthias Kolben Töchterlein, 4 1/2 Jahre.
- 1708 1. 6. Johann Georg Trefcher, 73 Jahre (1635).
- 1708 20. 8. Maria Schweikerin, 88 Jahre (1620).
- 1708 2. 10. Witwe Elisabeth Trindlerin, 69 Jahre (1624).
- 1705 17. 1. Witwer Matthens Pfobe, 76 Jahre (1629).
- 1705 10. 7. Elisabeth, Tochter des Matheus Kolbe, 14 Tage.
- 1706 12. 3. Joseph, des Johann Kalb Söhnlein, 3 Wochen.
- 1706 22. 3. Anton, des Johann Kalb andres Söhnlein, 5 Wochen.
- 1706 26. 12. Andreas, des Peter Jungnickens Söhnlein, 14 Jahre (1692).
- 1707 8. 3. Johannes Jungnik, 24 Jahre (1683).
- 1708 28. 11. Dorothea, des Johann Georg Trefchers Tochter, 17 Jahre (1691).

Kameik (Camerik, Comarik, Kamaick):

- 1694 17. 9. Nikolaus Thorants Kindt Joseph begraben.
- 1695 8. 2. Den Waidler (Nachwächter) von Camarik Hans Georg begraben.
- 1696 16. 4. Dorothea, des Bartholomaei Kuchweil Ehefrau, 70 Jahre (1626).
- 1697 2. 6. Anna Maria, des Johannes Kuchweil Töchterlein, 14 Wochen alt.
- 1697 28. 12. Matthens, des Nikofous Dorant Sohn, 7 Jahre.
- 1697 31. 12. Matthens, des Christophorus Wagners Söhnlein, 15 Wochen.
- 1698 20. 6. Jakob, des Johann Kuchweil Söhnlein, 10 Tage.
- 1699 29. 6. Johannes Adam, des Jakob Welliten Sohn, 11 Jahre.
- 1699 2. 2. Jakob, des Johannes Kuchweilens Söhnlein, 39 Wochen.
- 1699 3. 9. Matthens, des Veit Helben Söhnlein, 8 Tage.
- 1700 3. 10. Wenzel, des Georg Braczen Söhnlein, 8 Tage.
- 1701 20. 8. Matthaens, des Georg Scheiters Söhnlein, 5 Tage.
- 1701 19. 11. Bartholomaeus Kuchweil, 87 Jahre (* 1614).
- 1701 6. 12. Witwe Anna Dorothea Gerstnerin, 74 Jahre (1627).
- 1703 1. 3. Margareta Wagnerin, 67 Jahre (1636).
- 1703 18. 8. Joseph, Sohn des Adam Ridel (victoris), 39 Wochen.
- 1705 15. 4. Matthaens, Sohn des Wenzel Krautsen, Soldat, einige Monate.
- 1705 15. 12. Joseph, des Veit Helben Sohn, 1/4 Jahre alt.

- 1706 8. 8. Jakob, Sohn des Johannes Novak, 4 Wochen.
- 1707 19. 4. Sudmilla Mildin, 66 Jahre (1640).
- 1707 29. 9. Anna Maria, des Martin Behren Töchterlein (18 Wochen).
- 1708 18. 5. Catharina, des Georg Scheiters Tochter, 4 Jahre.
- 1708 30. 5. Wenzel, des Johannes Novaken Sohn, 39 Wochen.
- 1708 31. 5. Wenzel, des Georg Scheiters Söhnlein, 39 Wochen.
- 1708 19. 7. Catharina Nicklaschin, 52 Jahre (1656).
- 1708 10. 11. Johannes Wagner, 78 Jahre (1630).
- 1708 6. 12. Joseph, des Simon Duchen Sohn, 1 1/2 Jahre.

Peterst.

Bargis.

De Schwol'n um 'n Karchturn,
Die flieg'n ohne Ross
Sie sing de ald'n Liedar,
Die du vergass'n hofst.
Sie sing vor demar Kinderzeit,
Bargis och, woos derzwick'n leit.

En Panarnhouf vull Kindar,
Do Lieba treu bewoch.
Doos woor e lustlich Treib'n
Bis ei de späte Nocht.
Di Tröpplin rinn mer vo menn Wana
Sich olles wie e Traum vergana.

Die Schwol'n ei menn Dorfa,
Sie flieg'n aus und ei.
Sie flieg'n vo en Oroobe
Ein Karchhoufa verbei.
Sie sing vor memmer Kinderzeit . . .
Bargis, woos ei dar Urde leit.

Josef Stibis.

Bühnerbau.

Phaenologische Abhandlungen des Reichsamtes für Wetterdienst in Berlin. Von der Tatsache ausgehend, daß das erste Ziel der Phaenologie die Schaffung von Material für klimatologische und lokal-klimatische Zwecke ist, wurde bei der Neuorganisation des reichsdeutschen Wetterdienstes dieses Arbeitsgebiet mit in den Reichswetterdienst einbezogen. Die erste Abhandlung „Zur Phaenologie des Rheinlandes“ mit Karten der Jahre 1934 und 1935 von Otto Kessler verarbeitet die phaenologischen Beobachtungen des Rheinlandes und deren Abhängigkeit von den Bedingungen der Landwirtschaft. Die Beobachtungen über den Zeitpunkt des Beginns der Blüte der Süßkirsche, des Apfels, der Birne, des Flieders usw. werden kartographisch dargestellt. Eine Karte der Weinbaugebiete zeigt kleine Bezirke mit extremen Sonderklima.

Die zweite Arbeit „Ergebnisse phaenologischer Beobachtungen im Deutschen Reich im Jahre 1936“ bringt phaenologische Karten des Beginns der Schneeglöckchenblüte, der Salweidenblüte, der Rapspflanze, der Apfel- und Fliedersblüte, der Winterroggenblüte, des Beginns der Winterroggen-ernte und des Ausgangs der Kartoffel im Jahre 1936.

41 904

Unsere Heimat



Blätter für Heimatlunde

des Leitmeriter Landes

Beilage zur Leitmeriter Zeitung

Nr. 11.

1. November 1938

19. Jahrg.

Das ehemalige tschechische Schulwesen im Leitmeriter Bezirke.

Es ist allgemein bekannt, daß unsere deutsche Heimat in Böhmen von den Tschechen als „verdeutschtes Gebiet“ bezeichnet wurde, also ein Gebiet, das in früherer Zeit tschechisch gewesen sein soll und durch deutsche Einwanderer, „Kolonisten“, erst germanisiert worden sei. Dieses „verdeutschte“ Gebiet sollte im Sinne des tschechischen Nationalstaates wieder tschechisch werden, „vertschicht“, könnte man in Anlehnung an das Wort „verdeutschte“ sagen, und dazu sollte die massenhafte Besiedlung desselben durch angeworbene tschechische Staatsbeamte, Eisenbahnbeamte, Gendarmen, Polizei, Arbeiter, Bergleute, Gewerbe- und Handelsreisende dienen, welche dem Gebiete reich einen tschechischen Charakter geben sollten. Überall, auch dort, wo es nicht notwendig, ja geradezu überflüssig war, wurden tschechische Aufschriften angebracht, so daß der Fremde getäuscht wurde, und selbstverständlich wurden für dieses deutsche, von Tschechen massenhaft durchsetzte Gebiet, auch überall tschechische Schulen errichtet in oft so kostspieligen Schulhäusern, daß selbst tschechische Abgeordnete und Minister mächtiger Richtung sich dagegen ausgesprochen haben.

Vor der Gründung der Republik waren so wenig Tschechen in Leitmeritz, daß für den Unterricht ihrer Kinder eine tschechische Volksschule genügt, welche sich damals in der Wotrubagasse befand. Später sind aber so viele tschechische Schulen in der Stadt errichtet worden, daß man Leitmeritz — das man früher gern eine deutsche Schulstadt genannt hat — jetzt auch eine Schulstadt nennen konnte, aber nicht mehr eine deutsche, sondern eine tschechische Schulstadt, denn die Zahl der deutschen Schulen war sehr vermindert worden, um die Realschule, die Lehrerbildungsanstalt, die Lehrerinnenbildungsanstalt, und die Stadt hatte nicht nur mehr, sondern auch der Art nach mehr tschechische als deutsche Schulen. Sie hatte an tschechischen Schulen: ein Realgymnasium, Staats-Volksschulen, Staatsbürger-schulen für Knaben und für Mädchen, eine Staatsbürgerschule, eine staatlich subventionierte,

d. h. erhaltene Musikschule, eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine kaufmännische Fortbildungsschule, beide 9 Klassen, eine höhere Schule für Frauenberufe, 3 tschechische und 3 deutsche Klassen unter tschechischer Leitung, und einen Kindergarten.

Auch für die tschechischen Kinder des Landes waren so reichlich Schulen gegründet worden, daß manche nur von wenig Kindern besucht werden konnten.

Es gab tschechische Volks- und Bürgerschulen in Autscha für etwa 180 Tschechen,* in Lobositz für allerdings 2000 Tschechen, in Polep für 200 Tschechen, in Trebnitz für 1700 Tschechen und in Welšemin für 135 Tschechen; ein dreiklassige tschechische Volksschule in Tschischkowitz für 550 Tschechen; zweiklassige Schulen in Tschalowitz (250 Tsch.), Klein Tschernosek (520 Tsch.), Ratschowitz (275 Tsch.) und Rottomirich (150 Tsch.); einklassige Schulen in Weiswedel (45 Tsch.), Dlaschkowitz (1000 Tsch.), Enzowan (170 Tsch.), Graber (60 Tsch.), Rutschowan (35 Tsch.), Ranoik (40 Tsch.), Pewin (50 Tsch.), Eibochowan (150 Tsch.), Liebeschitz (25 Tsch.), Lukawetz (300 Tsch.), Schüttenitz (150 Tsch.), Sebuslein (40 Tsch.), Watiskaw 250 Tsch.), Triesch (40 Tsch.), Ernowan (150 Tsch.), Wehmitz (150 Tsch.), Werbitz (190 Tsch.), Saborshan (104 Tsch.), Pitschkowitz-Ploschkowitz (500 Tsch.), Pokratitz (120 Tsch.) und Praškowitz (70 Tsch.).

Die angeführten Zahlen sind abgerundet. Sie gelten heute nicht mehr, da ja bekanntlich während des Umsturzes viele tschechische Familien das „verdeutschte“ Gebiet mit ihren Kindern verlassen haben. Ihnen folgten die tschechischen Lehrer, sodaß die schönen Schulhäuser leer stehen. Es waren 48 tschechische Volksschulen gegen 62 deutsche Volksschulen der ansässigen deutschen Bevölkerung, 5 tschechische Bürgerschulen gegen 4 deutsche, 23 tschechische Kindergärten, die mit Volksschulen verbunden waren, gegen nur 16 deutsche. Diese sämtlichen tschechischen Schulen befanden sich ausschließlich im „deutschen“ Ge-

* Die Zahlen beziehen sich nur auf tschechische „Bewohner“ in deutschen Orten, also nicht etwa auf „Schüler“. Kinder waren selbstverständlich überall viel weniger.

teile des Bezirkes. Die rein tschechischen Dörfer jenseits der Elbe, welche jetzt zur tschechoslowakischen Republik gehören, wurden hier nicht berücksichtigt.

Der Leitmeritzer Bezirk ist nun wieder geworden, was er vor 20 Jahren und Jahrhunderte vorher gewesen ist: ein Stück unserer schönen „deutschen“ Heimat. Die ehemals tschechischen Schulhäuser werden ihre Verwendung finden und es wird überall wieder Frieden und Wohlstand einkehren.

Die Entwicklungsgeschichte des böhmischen Mittelgebirges.

Von Richard Strohschneider.

(Schluß.)

Beim Klingstein (Phonolith) reichte die Kraft vielfach nicht aus, das glühende, dickflüssige Magma in die Höhe zu treiben. Der Klingstein erstarrte häufig in der Tiefe und wölbte nur die Gesteinsschichten auf. So hat der Phonolith des Marienberges, z. B. die Tone und weißen Sandsteinschichten (Emscher) wohl gehoben, aber nicht durchbrochen. Freilich sind diese Schichten heute nicht mehr erhalten, sie wurden im Laufe der Jahrtausende fast vollständig abgetragen, so daß der Klingstein heute nackt zu Tage tritt. Immerhin finden sich an den Seiten des Marienberges gegen Doppitz zu auch heute noch die Reste der gehobenen Tonlagen unter der Ackerkrume. Dagegen liegt über dem Klingstein von Mofern, bei der Märkauer Kapelle, heute noch Tonmergel und Emscherlandstein, als Platte mächtig emporgehoben. Ähnliche Verhältnisse finden wir am Ziegenberg und auf der Kopane bei Sedl. Weil das glühende Magma des Marienberges sich einst kuchenartig in die Gesteinsschichten ergoß, kühlte es langsam ab, weshalb in dem erstarrenden Klingstein Hohlräume (ähnlich wie im Broulaib) entstanden, in denen sich der Dampf kondensierte und die Hohlungen mit schönen Kristallbrusen auskleidete.

In der mittleren Tertiärzeit (Miozän) liehen die vulkanischen Ausbrüche etwas nach. War im Oligozän die Vegetation nahezu tropisch, so wurden sie im Miozän subtropisch. Dem Fuß des Erzgebirges entlang lief ein Fluß, der durch seine Ausstritte ausgedehnte Sümpfe und Seen bildete. Die Seen verlandeten, die Sümpfe wandelten sich in Torfmoore um. Spätere Senkungen der alten Erzgebirgsbruchlinie führten zu neuerlichen Überschwemmungen, ein grauer Schlamm setzte sich über den Mooren ab, der später zu Ton wurde. Unter diesem wurde der Torf der Moore durch den Druck der „Hangend“-Schichten zu Braunkohle zusammengepreßt. Wir finden diese miozänen Tonketten an der ehemaligen Bockauer Straße, am Kleiſcher Berg, bei Lärmitz, Teplitz ufm.

Am Fuße des Erzgebirges wuchsen im

Miozän Pinien, Ginkobäume, Eichen und Fledern (im Saal 4 des Aufziger Stadtmuseums in Lärmitz sind sehr schöne Abdrücke davon zu sehen). In den Sümpfen lebten zahlreiche Fische und Schildkröten. Tapir, Wildpferd und Nashorn kamen damals in unserer Gegend vor. Gegen Ende der Tertiärzeit, im Miozän, aber verschlechterte sich das Klima zusehends, im Pleistozän leiteten andauernde Regenperioden dann das später folgende Eiszeitalter ein.

Als besondere Merkwürdigkeit unserer Gegend müssen wir noch die Erdbrandgesteine erwähnen. Durch Selbstentzündung oder Blitzschlag gerieten manche Braunkohlenflöze in Brand. — Der darüber gelagerte miozäne Ton wurde durch die Hitze hartgebrannt. Solche Letten und Tone, von schöner, ziegelroter krümelblauer oder gelbbrauner Farbe, finden sich am Kleiſcher Berge, bei Böhm.-Neudorfel (Laurenzkirche) sowie im Bielatal. Zuweilen entzündeten sich solche Kohlenflöze erst nach der Eiszeit, dann verglaste auch der über den miozänen Lettenschichten liegende eiszeitliche Sand. Die Berge des böhmischen Mittelgebirges waren in der Tertiärzeit wohl um ein Drittel höher als heute. Sind doch seit dem Miozän, nach Schätzung der Geologen, viele Millionen Jahre dahingegangen. In dieser endlosen Zeit wurden unsere Berge durch die Arbeit des Wassers abgetragen. So war z. B. der Boden von Leitmeritz einst von Sandstein überlagert, der heute noch bei Skalitz hervortritt. Diese Sandsteindecke (Emscher) reichte einst von Leitmeritz bis Prag. Die Platte des Erzgebirges war nach dem Emporragen aus dem Meere mit Schichten aus der Kreidezeit „bepackt“. Alle diese Gesteine wurden bis auf ein paar klägliche Sandsteinreste bei Jungferndorf und Oberwald abgetragen. Auch auf dem Marienberg ging es ja nicht anders. Seine Ton- und Sandsteindecke ist fast vollständig verschwunden. Durch die Abtragung wurden viele einst in der Tiefe stecken gebliebene Basaltbildungen als Kuppen und Rücken bloßgelegt. Die Felsen verloren ihre schärferen Formen, Berge wurden Kegel, Massen schmolzen zu Plattenresten zusammen. Ja mancher Basaltgipfel wurde so vollständig abgetragen, daß von dem ganzen Berge nichts mehr übrig blieb, als die sogenannte „Schlotausfüllung“, das ist der erstarrte Basaltlavaſchlund, der unmittelbar aus der Erde empordrang. Eine solche stehen gebliebene „Schlotausfüllung“ ist z. B. der Krebsberg bei Schönprtesen und der Burgfelsen bei Ramoth. Somit muß das böhmische Mittelgebirge nicht nur als ein vulkanisches, sondern auch als ein echtes „Erosionsgebirge“ bezeichnet werden.

Nach der Tertiärzeit trat die Eiszeit ein. Die Ursachen dieser gewaltigen Klimaänderung sind noch nicht aufgeklärt. Die Eiszeit machte sich auf der ganzen Erde, auch in den Tropen-

genden bemerkbar, weshalb sie auf kosmische Einflüsse zurückzuführen sein dürfte (Abkühlung der Sonne). Die Alpen waren damals unter einer mächtigen, zusammenhängenden Eisdecke begraben, der Innalpeitlicher reichte z. B. bis in die Gegend von Rosenheim, die ganze norddeutsche Tiefebene aber war wie das heutige Grünland von Inlandeis bedeckt, das bis gegen das Erzgebirge heranreichte. Unsere Heimatgegend war frei von Eis und Gletschern, doch trug der Kamm des Erzgebirges stellenweise Firnschnee. Der Winter war lang, der Sommer kurz. Der Boden trug eine Pflanzenwelt, wie sie heute noch auf Spitzbergen vorkommt: Flechten, Lebermoose, Beerensträucher und Rauschbeeren. In den Mooren blühte die rote Nohkprimel (heute noch in den Alpen häufig), in den Sumpfniederungen grünte die Polarweide. Der Mähne-Elefant (Mammut), der Moschusochs und das Rennitier zogen durch das Land. Zu Ende der ersten großen Eiszeit schmolzen Schnee und Eis und das ganze Böhmen bildete einen einzigen ungeheuren Staube. Brausend und wogend zogen die frühen Schmelzfluten das Erzgebirge entlang und suchten einen Ausweg nach Norden, den sie sich später durch das Elbsandsteingebirge bahnten. Das Wasser dieser sogenannten „Urelbe“ wurde durch die Mauer des Inlandeises gegen Westen zu abgedrängt und ergoß sich darum nicht, wie zu vermuten wäre, in die Ost-, sondern in die Nordsee. Unser Marienberg, der damals noch mit dem Sternberge zusammenhing, lag ganz unter Wasser. Desgleichen die Ferdinands- und Humboldtshöhe. Ein Teil des Schmelzwassers flutete über die Dubitzer Hochebene gegen den Deblitz zu (ein Elbtal gab es damals noch nicht). Als diese Sintflut endlich sank, ließ sie überall Flußgeröll und Kieselchotter zurück. Solche Schotter der sogenannten „Hochterrasse“ finden sich auf der Platte des Arschemins bei Arscheschitz, auf der Dobrat (in 290 Meter Seehöhe) bei Dubitz, hinter dem Deblitz (340—440 Meter), auf der Humboldtshöhe und besonders auf erhalten auf dem Marienberge (beim krummen Herrgott). In den sehr verwitterten Geröllschottern des Marienberges findet sich wohl Gneis, Granit, Quarz, Kieselchiefer, auch Basalt, dagegen fehlt der Phosphor aus der Tschernoseker Gegend vollständig. Der Schmelzwassersee, der sich in der Mitte Böhmens zu Ende der zweiten Eiszeit bildete, war nicht mehr so gewaltig. Immerhin durchsäeten die Fluten diesmal die Elbtalplatte bei Tschernosek, erkämpften sich den Weg durchs Mittelgebirge, schnitten die Emscher Sandsteinplatte bei Wannow bis zu den Tonmergeln an, legten den Basaltlavaquarag des Workosch, der im Sandstein erhalten war, bis zum Grunde frei, zerrissen den Marienbergblock, so daß er in zwei Teile zerfiel, und flossen schließlich in dem bereits von der „Urelbe“ gebildeten Flußbett über Großpriesen nach Norden ab. Die Flußschotter,

die das Wasser absetzte (wir können jetzt schon von einer eigentlichen Elbe sprechen), bestanden aus Quarz, Gneis und Basalt. Aber auch Phosphor aus der Tschernoseker Gegend findet sich in diesen Abläßen der „Niederterrasse“. Wir treffen solche Schotter bei Ziebornick, Schrekensstein, Wannow, Birnai, Sebusen usw. Nach der letzten (dritten) Eiszeit benützte das Schmelzwasser dann die bereits gegebene Rinne und setzte hauptsächlich Sand ab. Solchen Sand finden wir am schönsten wohl bei Jirkowitz, gegen den Deblitz hinan. Jedes Kind glaubt zu wissen, daß es die Elbe war, die das Elbtal gebildet hat. Und doch ist das nur bedingt richtig. Die heutige Elbe, mit dem wenigen Wasser und ihrem geringen Gefälle wäre niemals imstande gewesen, das Gebirge zu durchnagen. Erst verstärkt durch die ungeheuren Wassermassen der Eiszeit konnte das Werk gelingen. Genau so wie der Elbe ist es ihren Seitenbächen ergangen. Sie sind alle „übersteift“. Wir sehen das besonders gut am Padloschiner Bache, der den Workoschwasserfall bildet. Oben bei Padloschin ist das Talbett breit, hat wenig Gefälle. Hier stößt einfließendes Schmelzwasser und mündete in die Hochelbe. Als die Elbe ihr Bett dann weiter einrieffte, konnte der Bach der Senkung nicht so rasch folgen und mußte jetzt mit geringerer Wassermenge die Schlucht hinab zur Elbe ausräumen. Es gibt aber im Mittelgebirge auch genug sogenannte Trockenflüsse ohne Bach: die danken alle der Eiszeit ihre Entstehung.

Nach der Eiszeit stand das Mittelgebirge als Ruine da. Viele Felswände und Klippen waren zusammengebrochen. Die mächtigen Geröllhalden, die sich heute überall an den Hängen vorfinden, geben davon ein beredtes Zeugnis ab. Unsere Gegend war damals eine Steppe. Strenge Wintern entsprachen heiße, trockene Sommer. Stürme brauchten übers Land und begruben Gras und Erde unter Sand und Staub. So entstand der Löß. Den Löß finden wir in Decken von 10 bis 15 Meter Dicke. Er ist im Gegensatz zum Lehm ungeschichtet, enthält Grashalme als feine kalkige Röhren, sowie Gehäuse von Landschnecken. Auch die Gerippe von zahlreichen Steppentieren finden sich im Löß: Lemming, Fiesel, Wüstenpringmaus, Wildpferd. Wir sehen Löß heute bei Lobositz und Liebeschitz. Der Löß ist später durch Regen- und Schmelzwasser zum Teil in geschichteten Lehm „umgelagert“ worden. Zur Zeit der Steppendürre gediehen bei uns Pflanzen, wie sie heute noch in Südrussland und in den Steppengebieten um das Schwarze Meer (Pontus) verbreitet sind, weshalb man diese Flora die „pontische“ nennt. In der späteren Quartärzeit (in der wir heute leben) wurde das Klima ausgeglichener, ozeanischer, kühler und feuchter. Die pontische Flora wurde von der baltischen Flora abgelöst, es folgte der germanische Urwald mit Eiche, Buche, Fichte und Tanne. Die Steppentiere verloren sich bis

auf wenige Arten, die bei uns zurückblieben (z. B. die Fieselmaus). Mit dem beginnenden Ackerbau zog dann die Feldmaus, das Wiesel, die Ratte, der Sperling, das Rebhuhn, Storch, Saatkrahe, Goldammer und Schoofkerche in unsere Gegenden ein. Von den Steppenzpflanzen aber haben sich, dem Klimawechsel zum Trock, noch viele an den sonnigen Hängen unserer Basaltberge erhalten. Als solche sind zu nennen: Die Kubichelle, die Grasilie, die schwarze Walderbe, der gelbe Mont. Ferkhenne, auktroter Storchschnabel, aufrechte Waldrebe, die böhmische Schwertlilie, die Zwergweichsel, die wilde Dautle, die Wildbirne und die Bergmispel, das feuerrote Adonisröschen, die Bergwicke und Goldkamille, das Pflimengras (im Volksmund meist „Steinachs“ genannt), sowie das gelbe Felsensteinkraut, das um die Osterzeit die schwarzen Basaltfelsen so wunderbar schmückt. (Efeu, Dipsam und Buschgoldregen dürften noch aus der Tertärzeit stammen.) Die Pflanzenwelt unserer Berge bildet einen verstreuten Vorposten der pontischen Flora, und zwar den nördlichsten. Sie ist darum als ein Naturdenkmal ersten Ranges zu bewerten. Die erlassenen Pflanzenschutzgesetze haben sich wohl sehr günstig ausgewirkt. Aber Gesetze allein genügen nicht. Belehrung und Aufklärung muß nachhelfen. Dazu ist in erster Linie unsere Lehrerschaft berufen. Schutz der heimischen Pflanzenwelt! Dieser Gedanke kann nicht früh genug dem Kinderherzen eingepflanzt werden!

Literatur und Quellen: Erhart Proschwitzer, Heimatkunde des Leitmeritzer Bezirkes. — Josef Wittner, Ausrücker Wanderbuch.

Aus den Gedendbüchern von Reichen bei Wernstadt.

1778 ist vom August bis Oktober der Preuß in Böhmen gewesen; viele Rekruten nach Leitmeritz geschafft.

Am 14. Oktober besuchte Kaiser Josef den Zimkenstein.

1780 begann der Bau der Festung Theresienstadt.

1788. Im Jänner Hochwasser in Leitmeritz, welches tausend Klafter Holz und einen Fuhrmann mit drei Pferden mit sich riß.

1784 sehr kalter Winter, so daß in Leitmeritz Soldaten auf der Wache fast erfroren. Am 28. Feber Eisgang; die Leitmeritzer Schiffmühle steht bei Birna im freien Felde.

1788. Im Herbst müssen viel Rekruten nach Leitmeritz wegen des Krieges mit der Türkei, sogar Männer mit 2 bis 3 Kindern. Am 25. Mai Feuer in Sultowitz bei Lobositz.

1790. Viel Leute und Pferde müssen nach Leitmeritz in Kriegsbereitschaft wegen des Aufstandes in den Niederlanden.

1791. Am 25. Mai brannte die ganze Stadt Lewin ab.

1792, im Dezember, wurden zu Leitmeritz die Rekruten ohne Beschau zum Militär genommen; man hört, daß die Kaiserlichen viel Volk verloren haben; die Franzosen wollen nach Böhmen kommen.

1797. 15. Juni brannten in Lobositz 36 Häuser nieder.

Abendgebete für Kinder.

Hüte war ich schluffn gihn,
vierz(eh)n Engel mit mir gihn,
zweje zum Krippa,
zweje zu dr rechten Seite,
zweje zu dr linken Seite,
zweje zum Fülln,
zweje war(d)n (sulln) mich deckn,
zweje war(d)n (sulln) mich weckn,
zweje war(d)n mr'n Wag weihn
bis eis Paradies. Amen.

(Variante, zuletzt: Zweje sulln mit mir gihn ins himmlische Paradies.)

Im Namen unseres gekreuzigten Herrn Jesu lege ich mich zur Ruhe nieder, derselbe soll uns segnen, leiten, bewahren und zum ewigen Leben einführen. Amen.

(Mt.-Ehrenberg bei Schluckenau.)
R. Bd.

Bücherchau.

Der sechsjährige Bitterungszyklus auf dem Donnersberge. Von Univ.-Prof. i. R. Dr. R. Spitaler, Prag. Im heurigen Junihefte der „Erzgebirgs-Zeitung“ ist diese auch weitere Kreise interessierende Arbeit des wissenschaftlichen Begründers und langjährigen Leiters des Donnersberg-Observatoriums Prof. Dr. R. Spitaler erschienen. Infolge der Achsenschwankungen der Erde tritt in einer Periode von sechs Jahren eine Verschiebung der Luftmassen und der Wassermassen der Meere ein, die auch für die Bitterungsvorgänge an einem Orte nicht gleichgültig ist. Diesbezügliche Untersuchungen ergaben einen Bitterungszyklus mit sich wiederholenden Schwankungen von veränderlicher Zeitdauer, der sich in sechs Jahren abspielt. Da vom Meteorologischen Observatorium auf dem Donnersberge bereits eine 33jährige Beobachtungsreihe von Temperatur und Niederschlagshöhe (1905—1937) vorhanden ist wurde auch für diesen Ort der sechsjährige Bitterungszyklus untersucht. Wenn auch dieser sechsjährige zyklische Verlauf der Bitterung für eine langfristige, halbwegs sichere Wetterprognose noch zu unsicher ist, weil die zyklischen mittleren Abweichungen aus anderen Ursachen überdeckert werden, so gibt er doch für eine Gegend schon einige wahrscheinliche Anhaltspunkte für das Wetter.

Unsere Heimat

Blätter für Heimatkunde

des Leitmeritzer Landes

Beilage zur Leitmeritzer Zeitung

Nr. 12.

1. Dezember 1938

19. Jahrg.

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volkes ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode aufsteht, sich seiner zum ersten Male selbst bewußt wird, an seine heiligen Urrechte denkt und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten.

Friedrich Ludwig Jahn, 1810.

Die Ahnentafel.

In früheren Aufsätzen habe ich versucht, bei der Leserschaft den Sinn für Familienforschung zu wecken; ich habe aufgezeigt, warum und aus welchen Ursachen heraus es notwendig erscheint, sich mit der Geschichte der eigenen Familie einmal ernsthaft zu beschäftigen. Auch wie die Sache begonnen werden soll, habe ich kurz skizziert. Es wäre nun die Frage zu behandeln, wie das mehr oder minder mühsam zusammengetragene Material weiter zu verwerten ist.

Um die Zeit der Jahrhundertwende und auch darüber hinaus war es üblich, die gewonnenen Daten zu einem kunstvollen „Stammbaum“ zu verarbeiten. Aus der Übung, einen Stammbaum aufzustellen, entstand wohl die Stammtafel. Diese begann mit dem vollen Namen des ältesten bekannten Namensträgers einer Familie und endete mit dem jüngsten derselben. Aus der Aufzeichnung war ersichtlich, daß das Endglied der Stammtafel in direkter Linie mit dem „Stammvater“ verwandt ist. Natürlich wurden dabei auch die ermittelten Daten über Geburt, Vermählung, Gattin, Beruf, Todestag vermerkt; auch fanden die Geschwister in dieser Stammtafel Erwähnung. Auch wir werden uns, um einen Überblick zu gewinnen, eine Stammtafel aufstellen. Ähnlich verhält es sich mit der Nachfahrenstafel; sie geht von einem bestimmten Namensträger aus und zeigt durch die verschiedenen Geschlechtsfolgen die Nachkommenschaft desselben auf; in erster Linie handelt es sich auch hier, wie bei der Stammtafel, um Träger ein- und des gleichen Namens, da die Kinder der verheirateten Töchter nicht mit aufgenommen werden. Geschieht dies aber doch, dann haben wir es mit einer Sippentafel zu tun.

Am dienlichsten für uns ist wohl das Anlegen einer Ahnentafel. Diese Tafel zeigt, von

unten nach oben beginnend (im Gegensatz zu den bisher genannten Tafeln) die gesamten Vorfahren einer bestimmten Person, also Eltern, Großeltern, Urgroßeltern, deren Eltern usw., also immer väterlicher-, wie mütterlicherseits. Diese für uns so wertvolle Aufstellung beinhaltet alle Ahnen — wenn wir uns selbst als Endglied betrachten —, die wir unser eigen nennen. In uns fließt das Blut unserer Vorfahren, sie alle haben ein Stück ihrer selbst an uns weitervererbt, in leiblicher, wie seelischer Hinsicht sind wir das vorläufige Endergebnis aus einer langen Ahnenreihe, die Gestalt, Haar-, Haut- und Augenfarbe, Fähigkeiten, Veranlagungen, gute wie schlechte Neigungen an uns weitergegeben haben.

Der Vererbungslehre zeigt uns auf, daß sich allerdings die verschiedenen Eigenschaften nicht gleichermaßen fortpflanzen, daß sie, oft verdeckt, durch stärker hervortretende Merkmale in uns schlummern und erst bei Kind und Kindeskindern wieder zum Vorschein kommen. Dies gilt auch von Erbkrankheiten, die oft viele Geschlechterfolgen überspringen und erst bei den Kindern wieder zum Ausbruch kommen, deren Eltern beide aus erkrankten Familien stammen.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es wesentlich, bei unseren Forschungen nie zu vergessen, die Todesursache zu ermitteln, ferner nach Tunlichkeit alles zu erfahren, was uns Aufschluß über die Charakteranlagen unserer Ahnen gibt, da ja ihr Charakter auch die Vererbung uns und unsere Nachkommen mehr oder weniger stark beeinflusst. Um über die Neigungen und Schwächen, Talente und Merkmale ein besseres Bild zu bekommen, ist es freilich notwendig, sich auf das Gebiet der Sippenforschung zu verlegen; bei unseren Geschwistern oder bei den Geschwistern der Eltern und Großeltern usw. ist mancher Charakterzug ausgeprägter vorhanden, der bei uns selbst vielleicht nur unklar zum Vorschein kommt oder von anderen Neigungen ganz überschattet wird. Doch müssen wir darauf bedacht sein, daß bei unseren Kindern die gleiche Anlage, die wir unbewußt weitervererben, wieder zur vollen Geltung kommen kann. Dies wird insbesondere dann der Fall sein, wenn auch

die Mutter unserer Kinder die gleiche oder ähnliche Erbkrankung, vielleicht auch versteckt und verborgen, oder auch entwickelt, aufweist.

Gerade diese Überlegungen machen es uns zur unumstößlichen Pflicht, sich mit Familienforschung zu beschäftigen, und nicht nur die lebenswichtigen Daten unserer Voreltern, sondern auch alle verbürgten Nachrichten über ihre körperlichen und seelischen Eigenschaften zu sammeln im eigenen, wie im Interesse unserer Nachkommenschaft. Auch wenn wir oder unsere Kinder bereits vor der Eattenwahl stehen, werden wir uns unbedingt in Anbetracht der großen Verantwortung, die wir durch eine Eheschließung übernehmen, für die Familiengeschichte der zukünftigen Gattin ernstlich interessieren. Wir werden in Erfahrung bringen, ob sie in gesundheitlicher Hinsicht, im Hinblick auf ihr Blut und ihre seelischen, vererbaren Eigenschaften wert ist, die Mutter unserer Kinder zu sein, gesunder, charaktervoller, artigerer Kinder, zum Wohle von Familie, Heimat und zum Wohle unseres geliebten deutschen Volkes. Peterlik.

Sudetenland.

Das Sudetenland ist frei geworden von der Herrschaft der Tschechen. Dadurch, daß so viele Tausende von ihnen in wenig Tagen in ihre Heimat, das Innere Böhmens, abgereist sind, ohne nennenswerte Besitzungen zurück zu lassen, haben sie am besten gezeigt, daß das Sudetenland ihre Heimat nicht war, daß das „verdeutschte“ Gebiet für sie eine Kolonie war, die sie ausbeuteten und verelendeten. Der heimische Deutsche blieb auf seinem Grund und Boden, der schon jahrhundertlang sein heiliges Eigentum gewesen war. Von einer bodenständigen Besiedlung durch Tschechen in früheren Jahrhunderten, wie die tschechische Jugend es in allen ihren Schulen lernte, kann gar keine Rede sein.

Wer wohnte in alten Zeiten hier?

Zunächst Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vor Christi ein unbekanntes Volk, das man Myrier geheißen hat, dann Menschen der Steinzeit, auch Neolithen geheißen, Jäger, Fischer und nebenbei wahrscheinlich noch Menschenfresser, deren Geräte und Waffen aus Stein in ihren Gräbern noch gefunden wurden. Um 500 vor Christi besiedelte ein intelligentes Volk unsere Heimat, die Kelten, von denen ein Stamm, die Bojer, dem Lande den Namen gab bis heute: Bojohänum, Bojerheim, Böhem, Böhmen. Massenhafte Funde aus der Zeit dieses Volkes sind gerade in unserem Mittelgebirge und anderen Teilen des Sudetenlandes gemacht worden: Armringe, Sichern, Bronzeringe, welche als Geld verwendet wurden, Kleiderbestel und Nadeln, Bronzeschwerter, Kette, Steinhämmer, Urnen, Schmuck aus Gold und Bronze u. a.

Ja sogar viele Namen sind erhalten, die unbestritten bis auf dieses Volk zurückgehen, die aber von oberflächlich urteilenden Leuten gewöhnlich als tschechischen Ursprungs erklärt werden, womit der rasche Beweis erbracht wäre, daß das Land einmal „ganz tschechisch“ gewesen sein soll. Eger, Iser, Sudeten, Ron, Gelsch, Lobosch, Raßken, Radischken, sogar Kelsch und Panna, Alpen und Tauern, ja auch unser Leitmeritz sind solche Namen, die ohne Zwang auf alte keltische Wortstämme zurückgeführt werden können. Sie waren schon vorhanden, in älterer Form, ehe ein Tscheche jemals den Boden unseres Sudetenlandes betreten hatte.

Das Reich der Bojer ging zugrunde, die Ursache ist unbekannt. Gedrängt durch die Römer, kam um die Zeit Christi ein deutsches Volk von Westen her in das Land, die zwischen Markomannen. Sie entfalteten hier eine reiche Kultur, einer ihrer Könige, Marbod, war so mächtig geworden, daß er selbst den Römern Widerstand leistete. Er geriet aber mit dem Befreier der Germanen vom römischen Joch, mit Armin, in längere Kämpfe und mußte 19 nach Christi zu den Römern fliehen, bei denen er noch 18 Jahre als freiwilliger Gefangener lebte. In den nordöstlichen Gebieten des Sudetenlandes hatten sich die Langobarden angesiedelt, ein germanischer Stamm, der seinen Namen von den langen Stroharten hatte, die er bewohnte. Einer seiner Könige war Wacho. In jener Zeit der allgemeinen Wanderung der Völker waren die mongolischen Awaren nach Ungarn gekommen, ein wildes Volk, das auch in die weiter westlich gelegenen Länder Einfälle unternahm. In ihrer Gefolgschaft befand sich ein kleiner Volksstamm, der, wir möchten sagen, unter der Fuchtrute dieser Awaren stand und von ihnen geknechtet wurde, die Tschechen. Als die Markomannen und die Langobarden im 6. Jahrhunderte aus uns unbekanntem Grunde Böhmen verließen, wurde das Land ziemlich leer, besonders in der Mitte und im Osten. Diese Gebiete besetzten nun die Tschechen unter der Botmäßigkeit der Awaren, von denen sie weiterhin geknechtet wurden. Mit Hilfe eines Franken, den die Tschechen Samonanten, gelang es ihnen, das Joch der verhassten Awarenhererschaft eine Zeit lang abzuschütteln, wurden aber immer wieder unterjocht, ja die Awaren bauten nicht weniger als neun der damaligen Wallburgen, sogenannte „Ringe“, in Ostböhmen und erst Karl der Große war es, der durch seine Kriegszüge die Awaren besiegte und so die Tschechen befreite. Nur mußten sie Tribut zahlen und ihre Fürsten, von denen es ungewiß ist, ob es nicht durch Karl den Großen einsetzte, ursprünglich deutsche Heerführer waren, blieben Karl dem Großen untertan. Die Namen der ersten sieben sogenannten Herzoge sind idealisierte Benennungen, ihre Existenz als tschechische Herzoge ist selbstverständlich Sage. Das schreibt auch

Rosmas, der älteste tschechische Geschichtsschreiber, der übrigens vom ehemaligen Dasein der Kelten und Markomannen nicht wußte. Er glaubte in den Tschechen die ersten Bewohner Böhmens zu sehen, welche Lehre die Tschechen in allen ihren Schulen in sich aufnahmen, sodaß sie einfach das ganze Land als „ihr Land“, „ihre Republik“ ansahen. Aus jener Zeit der Abaronherrschaft über die geknechteten Tschechen ist noch viel Blut unter ihnen geblieben, was man an den gedrun- genen Backenknochen, breiten Gesichtern, hervorstehen- den Backenknochen, etwas schiefen Augen und besonders den kleinen, aufwärts gerichteten Nasen bis heute bei vielen von ihnen bemerken kann, ein Rest der mongolischen Rasse. Die nördlichen und nordwestlichen Teile Böhmens wurden von Tschechen nie dauernd besiedelt. Das gibt auch Rosmas zu, indem er schreibt, daß sich das eigent- liche Böhmen, das heißt, das tschechische Böhmen, bis in die Gegend von Jungbunzlau und im Nord- westen bis etwa in die Gegend von Saaz erstreckt (Rosmas, Chronik von Böhmen, 1045—1125).

Die weitere Geschichte der Tschechen liegt ziemlich klar vor uns, wenn wir von den sagen- haften und frei erfundenen Berichten einzelner tschechischer Geschichtsschreiber absehen. Aber ge- rade diese Märchen sind im tschechischen Volke groß gezogen worden und werden dort allgemein für wahr gehalten. So sind die tschechische Chronik des Dalimil aus dem 14. Jahrhunderte sowie besonders die vielverbreitete Chronik des Hajeck von Dvobichan aus dem Jahre 1541 geradezu als lügenhafte Märchenbücher zu bezeichnen, welche nach dem allgemeinen Urteil aller einwandfreien Geschichtsforscher — auch tschechischer — die Ge- schichte des deutschen Volkes in Böhmen schwer und ungünstig beeinflusst haben. Ja selbst der „Vater der tschechischen Geschichte“, Universitätsprofessor Franz Palacky, der in den Jahren 1844—1867 fünf Bände böhmischer Geschichte, sogar in deutscher Sprache, herausgab, hat viele Entstellungen aus dem Kommissen, die heute aller- dings veraltet sind.

Erst der deutsche Universitätsprofessor Bert- hold Bretschneider hat einen vollständig einwandfreien Standpunkt eingenommen, indem er die Lehre vertritt vom Weiterleben markomannischer und langobardischer Volksreste und die Fortentwick- lung und Vermehrung derselben zu unserem heuti- gen Endeteutentum, unterstützt durch eine maßvolle, gesunde Kolonisation, welche Lehre er in seinem groß angelegten Werke Geschichte Böhmens und Mährens veröffentlicht hat. J.

Sängerchor „Cäcilie“ in Mariaschein 1864.

Im Jahre 1864 bildete sich am Mariascheiner Jesuiten-Gymnasium unter den Studenten ein Sängerchor, von dem sich noch ein kleines Album mit den Bildnissen der Mitglieder und eigen- händigen Einschreibungen erhalten hat.

Direktor des Chores war Vincentius Luksch, geboren den 28. Mai 1845 zu Suttom; erste Tenore waren: Julius Müller, geboren den 11. September 1842 zu Nollendorf, Josef Kessel, geboren den 16. Oktober 1844 zu Schönwald, Wenzel J. Smetana, geboren am 3. Februar 1842 zu Repin, Wenzel Schroeter, geboren am 17. Januar 1846 zu Taschow; zweite Tenore waren: Johann Roefler, geboren am 1. Sep- tember 1846 zu Grünwald, Johann Stajnegar, geboren am 21. September 1844 zu Kell, Franz Endler, geboren 11. November 1866 in Nirdorf, und Karl Friedrich, geboren am 10. Februar 1846 zu Schönlinde; erste Bässe waren: Hugo Hofner, geboren den 27. November 1848 zu Wana, Josef Fischer, geboren am 13. April 1844 zu Warnsdorf, Eduard Fischer, geboren am 20. März 1846 in Jechmiz, und Vinzenz Johan- novsky, geboren am 7. März 1846 zu Schönau; zweite Bässe: Karl Dietel, geboren am 27. März 1844 zu Niklasberg, Adolf Glaz, geboren am 29. Mai 1845 zu Radigau, Josef Lexa, geboren am 10. November 1844 zu Kleindoubravice, und Adolf Schulc, geboren am 18. November 1844 zu Bratic.

Direktor der „Cäcilie“ war der nachmalige Theologieprofessor und Kunsthistoriker Vinzenz Luksch in Leitmeritz. Er schrieb in das Album die Verse:

Ein fröhlicher Sinn, ein reines Gemüt,
Ein Herz, das für Freundschaft und Liebe glüht;
Ein Almanna im Wagen, ein Mann im Ertragen,
Ein Deutscher in Wort und Tugend und Ehr,
Und Säng' er dazu, was willst du mehr?

Ein Ritualmord in Aufcha?

„Die Juden müssen Christenblut haben und sollte es nur wenig, in einer Federkiste sein“, sagte die Mutter und erzählte.

Vor dem Jahre 1848 sah es in der Böhmi- schen Vorstadt bei Judenhellers anders aus. Ne- ben dem Röhrkasten stand ein Schildwachenhaus, darin wohnte der alte Abraham; er hieß Abra- ham Hirsch und die Barone Hirsch sind ein Zweig der Aufchaer Familie. Er führte mit seiner Frau ein blühendes Spezerei- und Schnittwaren- geschäft und es gab wohl in der ganzen Gegend kein Brautkleid, das nicht beim alten Abraham gekauft wurde. Der Liebhaber des Dienstmäd- chens war ein Schustereselle, der beim Langer arbeitete („Langer-Großpater“ in der Familie des Kaufmannes Johann Semsch genannt). Der Liebhaber war wieder einmal in der Nacht bei ihr in der Dachbodenkammer, da hörten sie gegen 12 Uhr draußen Schritte und ein Lichtschein fiel durchs Schlüßelloch in die finstere Kammer. Das Mädchen erschrock und flüsterete: „Was die jetzt nur noch wollen, ich weiß nicht, vielleicht kommen sie gar herein; versteck dich nur geschwind unter's Bett.“ Er tat es und drückte sich dicht an die Wand. Und herein trafen der alte Abraham.

ein langes Schlachtmesser in der Hand, und seine Frau mit brennendem Licht. Der Liebhaber durfte sich bei eigener Lebensgefahr nicht rühren und mußte sich das Entsetzliche ansehen. Sie fielen sogleich über das zu Tode erschrockene Mädchen her, hielten es fest und der alte Jude schnitt ihm die Kehle durch; ließen es liegen und entfernten sich. Atemlos lauschte der Geselle und lauschte, bis sich die Schritte unten verloren, die Tür sich schloß und alles wieder ruhig war. Dann öffnete er sachte die Tür, nahm den Weg ebenso leise auf den hölzernen Gang, der auf Seite der Judenschmiede nicht gar zu hoch über dem Fahrweg in die Pödebulze war, und sprang hinab. Er sagte niemandem etwas, ging den nächsten Tag in den Laden und fragte nach seinem Mädchen. Der alte Jude sagte ruhig: „Sie ist nicht da“. Später ging er wieder hin und der Alte sprach: „Sie ist nicht da, sie ist fort.“ Der Burische sagte ihm ins Gesicht: „Ihr habt sie gestern in der Nacht umgebracht.“ Während fuhr der Alte auf ihn zu und wer weiß, was noch geschehen wäre, wären nicht gerade Leute in den Laden getreten; er ließ ab. Niemand erfuhr etwas; der Liebhaber bekam vom Juden sehr viel Schweigegehd und auch sein Lehrmeister, dem er sein Geheimnis anvertraut, schwieg. Es wurde aber doch nach und nach ruchbar, der sonderbare Auftritt im Laden blieb ungeklärt, man munkelte, denn das Mädchen blieb verschwunden, und so verbreitete sich im Stillen die Kunde von der Mordtat. In einer Faschingsnacht des Jahres 1844 wurde trotz des Wächters das Judenhaus vorn und hinten mit Rindsblood (wahrscheinlich mittels einer Schweinsblase) von unten bis zum Dach hinauf besprüht und die Schandflecke waren lange, bis in den Sommer hinein, zu sehen. Der alte Abraham und seine Frau aber taten von dieser Zeit an den Armen sehr viel Gutes.

Noch vor fast 60 Jahren hieß es, in dem Neubau seit damals „efft“ es. Unten war der Kaufsteden Philipp Heller (Eisenheller, gewöhnlich „beim Judenbeller“ genannt, zum Unterschied vom christlichen Kaufmann Heller in der Stadt) und oben im Stock wohnte der Bürgersehullehrer Josef Renner. Zu dessen Wohnraum konnte man nur durch das düstere, niedrigere Nebenhaus und einen mit Kalkplatten belegten Gang gegenüber der Judenschmiede gelangen. Die Zimmertür auf dem Gange war stets von innen verschlossen und die Küchentür war ganz hinten im Gang. Fast jedesmal, wenn der Lehrer erst nach Mitternacht heimkam, klopfte die Frau, da sie mit den Kindern allein war, über verschiedenen Spuk. Um 12 Uhr wackelten die Platten, als ob jemand darüber herkäme, dann klopfte es an die Zimmertür usw. Der Herr suchte ihr die Furcht auszuweden, er überprüfte jede Platte, sie waren alle fest — ich selbst überzeugte mich auch, daß keine

wackelte — und beruhigte sie immer wieder — erfolglos. Darum kam er einmal früher nach Hans und sie erwarteten die Geisterstunde. Wichtig! Tritte, Plattentöne, Klopfen. Der Herr riß schnell die Küchentür auf und beleuchtete den ganzen Gang — die Frau konnte sich überzeugen: nichts war zu sehen. K. Ld.

Abendgebete für Kinder.

Maria ruhrut,
ich stich ei große Mut,
große Mut is schwere Pein,
möchte garne ein Himml sein.
Himml is ej weitr Wag,
da(r)t is ej schmolter Staag,
da(r)t stiebt ej Karchelein,
da(r)t giehn di Engl aus und ein;
Engl will ej jedes sein;
Christi Kreiz, Christi Blutt
is für olle Geistr gutt.

Maria gonge übers Land,
(sie) botte ej Büchl ei ihrer Hand,
sie fule nieder auf ihre Knie,
don kom ej Engl und grüßte sie:
Marie, sullst auffstiehn,
sullst zu Gottes Tische giehn,
Gott wird dir den Leib auffschlißn,
wird dir's heilige Blutt neigißn.
(Schulgemeinde Sobenik.)

Natur- und Heimatschutz.

Der Gemeindefest im Kunstischen Reviere bei Dittersbach ist unberührt geblieben. Die in verschiedenen Blättern gebrachte Nachricht, daß der ganze Gemeindefest von tschechischen Soldaten vernichtet wurde, hat sich glücklicherweise nicht als wahr erwiesen. Es wurden zwar einzelne Stücke von tschechischen Soldaten niedergeschossen, der größte Teil aber ist erhalten geblieben.

Persönliches.

Bürgersehullehrer Franz Josef Preidel verschied am 15. November in Schludenan im 74. Lebensjahre. Preidel betreute jahrzehntelang in muster-giltiger Weise die Wetterwarte in Schludenan und hat dem dortigen Stadtmuseum seine ganze Kraft zur Verfügung gestellt.

Briefkasten.

Allen Mitarbeitern, Freunden und Bekannten auf diesem Wege „Fröhliche Weihnachtsfeiertage“ und ein „Glückliches neues Jahr“.

